

R. 1936/37

Staatl. Akademie zu Braunschweig

Personal-
und Vorlesungs-
Verzeichnis

Wintersemester 1935/36 und Sommersemester 1936



Königsberg 1935

Druck: Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei
G. m. b. H.

TOWARZYSTWO
NAUKOWE
W TORUNIU.

Wojniczka
1925/1/377

Inhalt

	Seite
Vorbemerkungen	III—V
I. Behörden	VI
II. Akademische Einrichtungen	VII
III. Lehrkörper	VII—VIII
IV. Akademiebibliothek	IX
V. Wissenschaftliche Anstalten	IX—X
VI. Organe der Deutschen Studentenschaft	X—XI
VII. Vorlesungen	XII—XVII
VIII. Besucherübersicht	XVII
IX. Alphabetisches Verzeichnis der Lehrer und Beamten	XVIII

Vorbemerkungen

1. Das Wintersemester 1955/56 beginnt am 2. November 1955 8 Uhr und schließt am 22. Februar 1956 12 Uhr.
2. Das Sommersemester 1956 beginnt am 1. April 8 Uhr und schließt am 29. Juni 12 Uhr. Die Vorlesungen beginnen und schließen zur selben Zeit.
3. Die Immatrikulationsfrist dauert vom 15. Oktober bis 15. November bzw. vom 15. März bis zum 15. April.
4. Die Aufnahmegebühr beträgt 50 RM, die Studiengebühr 50 RM.

Wohlfahrtseinrichtungen der Studentenschaft

5. Das Wirtschaftsamt der Studentenschaft der Staatlichen Akademie ist, wie an anderen Hochschulen die Studentenwerke, Träger der studentischen Wohlfahrtseinrichtungen.
Die Einzelfürsorge unterstützt weniger bemittelte, wissenschaftlich tüchtige und persönlich würdige Studenten durch kleinere Barbeihilfen im Semester und gewährt ihnen verbilligten Bücherbezug.
Die Darlehnskasse vermittelt den Studierenden, die in den letzten zwei bis drei Semestern vor Studienabschluß stehen, durch die Darlehnskasse des Reichsstudentenwerks langfristige Darlehen. Diese sind in acht Jahren rückzahlbar und gering verzinslich.
Die Studienförderung gewährt bedürftigen Studenten größere Beihilfen im Semester und will den wirtschaftlich schlecht gestellten Studenten ihr Studium ermöglichen.

Neben diesen Abteilungen der Einzelfürsorge steht **der Gesundheitsdienst** der Studentenschaft. Er umfaßt:

- a) **Die Akademische Krankenkasse**, die nach der Krankenkassenordnung (zu erhalten im Geschäftszimmer der Studentenschaft) in Krankheitsfällen Hilfe gewährt. Diese Krankenversicherung tritt für jeden vollimmatrikulierten Studenten in Kraft gegen Zahlung des Krankenkassenbeitrages, der zusammen mit den Studentenschaftsgebühren von der Akademiekasse eingezogen wird. Vor der Behandlung ist bei der Kasse ordnungsgemäß ein Krankenschein zu lösen. In dringenden Fällen, in denen eine sofortige Krankenhausaufnahme und Behandlung nötig ist, ist der Krankenschein möglichst bald anzufordern. Nur bei Lösung des Krankenscheines tritt die Ersatzverpflichtung der Krankenkasse ein.
- b) **Die Krankenfürsorge**. Sie vermittelt tuberkulosekranken Studenten Heilkuren und erschöpften Studierenden Erholungsaufenthalte. Ergänzend zu den Pflichtleistungen der Krankenkasse übernimmt sie bei Studierenden, die sich in schwierigen Wirtschaftsverhältnissen befinden, auf Antrag auch die nach der Krankenkassenordnung vom Patienten selbst zu zahlenden Kosten für Behandlung, Krankenhausaufnahme, Medikamente und Röntgenaufnahmen.
- c) **Pflichtuntersuchungen**. Jeder Studierende muß sich im ersten und fünften Semester der Pflichtuntersuchung unterziehen. Die Durchführung der Pflichtuntersuchung erfolgt durch den Gesundheitsdienst des Wirtschaftsamt.
- d) **Unfallversicherung**. Jeder vollimmatrikulierte Student ist gegen Unfälle, die sich innerhalb der Akademiegebäude oder auf dem Wege von der Wohnung zum Unterricht oder auf dem Nachhausewege ereignen, versichert. Die Prämie von 1,— RM pro Semester wird durch die Akademiekasse zusammen mit den anderen Sozialabgaben erhoben. Bei Unfällen ist sofort Meldung beim Gesundheitsdienst der Studentenschaft zu machen.

-
6. Als Preisaufgaben für das Jahr 1955 sind folgende Themen gestellt:
1. Von der Theologischen Fakultät:
Der Lustbegriff in der Tugendlehre des hl. Thomas von Aquin.
 2. Von der Philosophischen Fakultät:
Die Pflanze im ostdeutschen Brauchtum.
 3. Aus der Scheill-Busse-Stiftung:
Der Patriotismus des hl. Petrus Canisius.
- Die Bearbeitungen sind mit Kennwort versehen bis zum 1. Dezember 1955 dem Rektor einzureichen.

I. Behörden

Kurator.

Koch, Erich, Oberpräsident der Provinz Ostpreußen,
Königsberg i. Pr., Oberpräsidium.

Rektor.

(F. 560)

Prof. Eschweiler, Prorektor: Prof. André.

Dekane.

Theologische Fakultät:

Prof. Jedzink.

Philosophische Fakultät:

Prof. Laum.

Führer der Dozentenschaft.

Prof. Barion.

Senat.

Der Rektor, der Prorektor, die beiden Dekane, der Führer
der Dozentenschaft u. der Führer der Studentenschaft.

Weiterer Senat.

Die ordentlichen Professoren und Dozenten.

Akademiekasse.

(F. 275)

Kassenführer: Oberrentmeister Zorn, Staatl. Kreiskasse
Braunsberg. Postscheckkonto: Königsberg Nr. 627.

II. Akademische Einrichtungen

Gebührenausschuß.

Der Rektor,
 der Dekan der Theologischen Fakultät,
 der Dekan der Philosophischen Fakultät,
 der Führer der Studentenschaft,
 der Leiter des studentischen Wirtschaftsamtcs.

Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Vertrauensmann: Prof. Steinmann.
 Stellvertreter: Prof. Laum.

III. Lehrkörper

1. Theologische Fakultät.

a) Ordentliche Professoren.

- Steinmann, Alphons, Dr. theol., Ritterstr. 71, F. 588.
 Neutestamentliche Exegese. 16. 7. 1912.
- Jedzink, Paul, Dr. theol., Dekan, Bahnhofstr. 16, F. 295.
 Moraltheologie. 10. 2. 1917.
- Schreiber, Georg, Dr. theol. et phil., Dr. Ing. E. h., Dr.
 rer. pol. h. c., Dr. med. h. c., Dr. jur. h. c., Päpstl. Haus-
 prälat. Mittelalterliche und neuere Kirchengeschichte
 und historische Caritaswissenschaft. 27. 7. 1917.
- Eschweiler, Karl, Dr. theol., Dr. phil., Rektor, Kanonen-
 berg 9, F. 460. Dogmatik und Apologetik. 16. 11. 1928.
- Barion, Hans, Dr. theol., Berliner Str. 38, F. 568. Kirchen-
 recht. 6. 11. 1935.
- Fischer, Johann, Dr. theol., Am Stadtpark 8. Alttesta-
 mentliche Exegese. 30. 1. 1935.

b) Privatdozent.

- Kühle, Heinrich, Dr. theol., Dr. phil., Bahnhofstr. 22.
 Fundamentaltheologie. (Privatdozent a. d. Universität
 Münster. 22. 7. 1932.) Beauftragt mit der Wahrneh-
 mung des ständigen Lehrauftrags für Fundament-
 altheologie.

2. Philosophische Fakultät.

a) Ordentliche Professoren.

- N i e d e n z u, Franz, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Am Stadtpark 3, F. 415 (von den amtlichen Verpflichtungen entbunden; liest nicht). Mathematik und Naturwissenschaften. 24. 5. 1892.
- L a u m, Bernhard, Dr. phil., Dekan, Arendtstr. 34. Volkswirtschaftslehre. 10. 7. 1923.
- B a r o n, Johannes, Dr. phil., Dr. med., Mehlem, Rolandstr. Nr. 39 (von den amtlichen Verpflichtungen entbunden; liest nicht). Allgemeine Biologie. 18. 8. 1926.
- H e f e l e, Herman, Dr. phil., Am Adler 2. Geschichte und neuere deutsche Literaturgeschichte. 17. 7. 1929.
- A n d r é, Hans, Dr. phil., Prorektor, Malzstr. 40. Allgemeine Biologie. 25. 10. 1929.
- R o s e n m ö l l e r, Bernhard, Dr. phil., Königsberger Str. 26. Philosophie. 20. 12. 1934.

b) Privatdozenten.

- K e i l h a c k e r, Martin, Dr. phil., Königsberg, Niddener Weg 1a. Pädagogik und Psychologie. F. Königsberg Nr. 306 53. 14. 12. 1931.
- S c h m a u c h, Hans, Dr. phil., Marienburg, Adolf-Hitler-Str. 26. Ostdeutsche Landesgeschichte. 21. 7. 1932.

c) Lektor.

- S c h w a n i t z, Paul, Poststr. 17. Polnische Sprache. 27. 2. 1932.

d) Beauftragte.

- K r e t h, Werner, Domvikar, Frauenburg. Choralgesang und Kirchenmusik. 8. 10. 1929.
- W i l l, Edmund, Dr. phil., Bibliotheksrat, Ritterstr. 1. Wissenschaftliche Propädeutik. 19. 5. 1932.
- W e i n i g, Josef, Stud.-Rat, Bahnhofstr. 28—30. Griechische und lateinische Sprache. 4. 1. 1934.
- S c h u r i g, Alfred, Direktor, Königsberg, Leibesübungen.

IV. Akademie-Bibliothek

Bibliotheksrat: Der Rektor,
Prof. N. N.

Prof. Dr. H e f e l e ,

Dr. D i e s c h , Direktor der Staats- und Uni-
versitätsbibliothek, Königsberg Pr.

Verwaltung: Dr. phil. Edmund Will, Bibliotheksrat,
Ritterstr. 1.

Geschäftszimmer: Zweiter Stock, F. 360.

Ausleihe: Werktäglich von 11—13 Uhr. Bestellungen, die bis
9 Uhr aufgegeben sind, werden bis 11 Uhr erledigt.

Lesezimmer: Werktäglich von 9—13 Uhr und nachmittags,
außer Sonnabend, von 17—19 Uhr geöffnet.

Katalogzimmer: Werktäglich von 9—13 Uhr geöffnet.

V. Wissenschaftliche Anstalten

1. Theologische Fakultät.

Theologisches Seminar.

Abteilungen für alttestamentl. Exegese, neutestamentl. Exe-
gese, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, system. Theolo-
gie und Moral.

Direktor: Prof. D. Dr. E s c h w e i l e r .

Christliche Kunstsammlung.

Leiter: Prof. N. N.

2. Philosophische Fakultät.

Seminar der Philosophischen Fakultät: Historische Abteilung.

Leiter: Prof. Dr. H e f e l e .

Archäologische Sammlung.

Leiter: Studienrat W e i n i g .

Münzsammlung.

Leiter: Studienrat **W e i n i g**.

Naturwissenschaftliches Kabinett.

Leiter: Prof. Dr. **A n d r é**.

Botanischer Garten.

Leiter: Prof. Dr. **A n d r é**.

Institut für Leibesübungen.

Leiter: Direktor **S c h u r i g**, Königsberg.

VI. Organe der Deutschen Studentenschaft

A I Der Führer.

Stellvertretender Führer.

Hauptamt B I Wissenschaft.

- a) Fachschaftsleiter,
- b) Amt für Leibesübungen,
- c) Amt für Arbeitsdienst.

Hauptamt B II Außenamt.

- a) Grenzlandamt und Ostamt,
- b) Amt für Auslandsdeutschtum.

Hauptamt B III Wirtschaftsamt.

- a) Amt für Einzelfürsorge,
- b) Darlehnskassenamt,
- c) Studienförderung,
- d) Gesundheitsdienst:
 1. Pflichtuntersuchung,
 2. Krankenkasse,
 3. Krankenfürsorge,
 4. Unfallversicherung.

Hauptamt B IV Kasse und Verwaltung.**Hauptamt B V Presse, Buch u. Propaganda. Organisation.**

Studienplätze im Ausland

Studenten und Studentinnen, die Fremdsprachen beherrschen, haben Gelegenheit, sich beim

Deutschen Akademischen Austauschdienst E. V.,
Berlin NW 40, Kronprinzenufer 13,

oder bei der Akademischen Auslandsstelle an ihrer Hochschule um Studienplätze an ausländischen Hochschulen für ein akademisches Jahr zu bewerben.

M e l d e s c h l u ß 15. November 1935. Beginn des Austausches: Herbst 1936.

Gewährt wird: Freie Wohnung, Verpflegung und Gebührenerlaß, so daß nur Reise- und Taschengeld aus eigenen Mitteln erforderlich sind.

Austausch besteht nach:

England, Finnland, Frankreich, Irland, Island, Italien, Portugal, Tschechoslowakei, Ungarn, Vereinigte Staaten, Kanada, China, Japan

und voraussichtlich nach

Spanien, Polen, Rumänien.

Möglicherweise wird der Austausch auch noch auf weitere Staaten ausgedehnt. Eine Anfrage beim Deutschen Akademischen Austauschdienst E. V., Berlin NW 40, Kronprinzenufer Nr. 13, ist darum in jedem Fall zweckmäßig.

VII. Vorlesungen Wintersemester 1935/36

A. Theologische Fakultät.

1. Erklärung des Römerbriefes I . . . D. Steinmann
Mo. 11—12, Do., Fr., Sbd. 10—11
2. Spezielle Einleitung in das N. T. . . „ „
Sbd. 11—12
3. Neutestamentliche Übungen . . . „ „
Fr. 17—19 (Änderungen bleiben
vorbehalten)
4. Besondere Moraltheologie III . . . D. Jedzink
Di. bis Fr. 9—10
5. Moraltheologische Übungen: Aus-
gewählte Abschnitte aus der Se-
cundae des hl. Thomas . . . „ „
Sbd. 8—10
6. Allgemeine Sakramentenlehre und
Lehre von der Eucharistie . . . D. Eschweiler
Mo., Di., Mi. 10—11, Do. 8—9
7. Systematisch-theologisches Seminar:
Interpretation von S. theol. III q.
60 ss . . . „ „
Do. 17—19
8. Kirchenrecht . . . D. Barion
dreistündig und eine Be-
sprechungsstunde
9. Eherecht . . . „ „
einstündig
10. Einleitung in das Alte Testament . D. Fischer
Mo., Di., Mi. 11—12
11. Urgeschichten der Genesis . . . „ „
Mo., Di., Mi. 10—11
12. Seminar: Syrische Grammatik . . „ „
In zwei noch zu bestimmenden
Stunden.

- Hebräische Lektüre D. Fischer
 In einer noch zu bestimmenden
 Stunde
13. Fundamentaltheologie II D. Kühle
 Mi., Fr. 12—13
14. Philosophische Einleitung in die
 Theologie II „ „
 Mo. 11—12, Do. 10—11
15. Fundamentaltheologisches Seminar „ „
 Mo. 15.30—17
 Die Vorlesungen für Kirchengeschichte
 werden später angezeigt.

B. Philosophische Fakultät.

16. Die nationalsozialistische Wirt-
 schaftsordnung Dr. Laum
 Mi., Sbd. 8—9
17. Besprechung wichtiger Gesetze zum
 organischen Aufbau der Wirtschaft „ „
 In einer noch zu bestimmenden
 Stunde
18. Rastatter Kongreß und Reichsdepu-
 tationshauptschluß Dr. Hefele
 Mi., Do. 11—12
19. Historische Übungen (Wesen der
 histor. Erkenntnis) „ „
 einstündig
20. Entwicklungslehre, Vererbungslehre
 und Rassenkunde Dr. André
 Mi. 9—10, Do. 8—9
21. Biologische Theorienbildung im
 Lichte der Entwicklung der deut-
 schen Naturphilosophie „ „
 Fr. 8—9
22. Mikroskopisches Praktikum „ „
 Fr. 9—10
23. Metaphysik II Dr. Rosenmüller
 Mo., Mi. 10—11
24. Ethik „ „
 In zwei noch zu bestimmenden
 Stunden
25. Geschichte der Philosophie von der
 Hochscholastik bis zur Aufklärung „ „
 Di., Do. 9—10
26. Übungen zur Metaphysik „ „
 In einer noch zu bestimmenden
 Stunde

- | | |
|--|----------------------|
| 27. System einer Pädagogik | Dr. Keilhacker |
| Sbd. 11—15 | |
| 28. Geschichte des Auslandsdeutsch- | Dr. Schmauch |
| tums im Ostseegebiet | |
| Do. 12—15 | |
| 29. Übungen zur ermländischen Bis- | „ „ |
| tumsgeschichte | |
| Do. 16—17 | |
| — | |
| 30. Polnischer Sprachkursus für An- | Lektor Schwanitz |
| fänger ohne Vorkenntnisse | |
| Mo., Do. 12—13 | |
| 31. Polnischer Sprachkursus für An- | „ „ |
| fänger mit einigen Kenntnissen | |
| Di., Fr. 12—13 | |
| 32. Polnischer Sprachkursus für Fort- | „ „ |
| geschrittene | |
| Mo. 17—19 | |
| 33. Sonderkursus: Lektüre ausgewählt. | „ „ |
| religiöser Texte | |
| Do. 17—19 | |
| 34. Theorie des Gregorianischen Cho- | Domvikar Kreth |
| rals mit prakt. Übungen. Motu pro- | |
| prio Pius X. Constitutio Apostolica | |
| Pius XI. betr. Kirchenmusik | |
| Do. 17—19 | |
| 35. Einführung in die Technik des wis- | Bibliotheksrat |
| senschaftl. Arbeitens II | Dr. Will |
| In einer noch zu bestimmenden | |
| Stunde | |
| 36. Lateinischer Sprachkursus | Stud.-Rat Weinig |
| sechsstündig | |
| 37. Griechischer Sprachkursus für An- | „ „ |
| fänger | |
| dreistündig | |
| 38. Griechischer Sprachkursus für Fort- | „ „ |
| geschrittene | |
| dreistündig | |
| 39. Leibesübungen | Leiter des Instituts |
| Di., Fr. 17—19 | für Leibesübungen |

Sommersemester 1936

A. Theologische Fakultät.

1. Erklärung des Römerbriefes II . . . D. Steinmann
Mo. 11—12, Do., Fr., Sbd. 10—11
2. Buddhistische Parallelen zum N. T. . . „ „
Sbd. 11—12
3. Neutestamentliche Übungen . . . „ „
Fr. 17—19
4. Besondere Moralthologie IV . . . D. Jedzink
Di. bis Fr. 9—10
5. Hauptfragen der christlichen Sozial-
ethik „ „
mit Übungen
Sbd. 8—10
6. Einleitung in die Dogmatik . . . D. Eschweiler
Mo., Di., Mi. 10—11, Do. 8—9
7. Systematisch-theologisches Seminar:
Interpretation von In Boetium de
Trinitate „ „
Do. 17—19
8. Kirchenrecht D. Barion
dreistündig u. eine Besprechungs-
stunde
9. Eherecht „ „
einstündig
10. Erklärung ausgewählter Psalmen . D. Fischer
Mo., Di. 10—11
11. Buch der Weisheit „ „
Mi. 11—12
12. Hebräische Grammatik „ „
Mo., Di. 11—12
13. Seminar: Einführung in die atl.
Textkritik „ „
In einer noch zu bestimmenden
Stunde
Syrische Lektüre
In einer noch zu bestimmenden
Stunde
14. Fundamentaltheologie III D. Kühle
Mi., Fr. 12—13

15. Philosophische Einleitung in die
Theologie III D. Kühle
Mo. 11—12, Do. 10—11
16. Fundamentaltheologisches Seminar „ „
Mo. 15.30—17

Die Vorlesungen für Kirchengeschichte
werden später angezeigt.

B. Philosophische Fakultät.

17. Das Wirtschaftsleben der germani-
schen Frühzeit Dr. Laum
Mi., Sbd. 8—9
18. Lektüre von Tacitus' Germania . . „ „
In einer noch zu bestimmenden
Stunde
19. Die Kreuzzüge Dr. Hefele
Mi., Do. 11—12
20. Historische Übungen (Weg der
histor. Forschung) „ „
einstündig
21. Die pflanzlichen Lebensgemeinschaf-
ten der deutschen Heimat Dr. André
Mi. 9—10, Do. 8—9
22. Die Bedeutung des Begriffs der
Ganzheit in der heutigen Biologie „ „
Fr. 8—9
23. Übungen im Pflanzenbestimmen . „ „
Fr. 9—10
24. Botanische Exkursionen „ „
Nach Vereinbarung
25. Logik und Erkenntnistheorie . . . Dr. Rosenmüller
Mo., Mi., Fr. 10—11
26. Geschichte der Philosophie von Kant
bis zur Gegenwart „ „
Di., Do. 9—10
27. Einführung in die Philosophie der
Hochscholastik mit Textinterpreta-
tionen „ „
In einer noch zu bestimmenden
Stunde
28. Psychologie der Berufe Dr. Keilhacker
Sbd. 11—13
29. Geschichte Polens seit dem Aus-
sterben der Jagellonen Dr. Schmauch
Do. 12—13

30. Übungen zur ostpreußischen Siedlungsgeschichte Dr. Schmauch
Do. 16—17
-
31. Polnischer Sprachkursus für Anfänger ohne Vorkenntnisse . . . Lektor Schwanitz
Fortsetzung
Mo., Do. 8—9
32. Polnischer Sprachkursus für Anfänger mit einigen Kenntnissen . . . „ „
Fortsetzung
Di., Fr. 8—9
33. Polnischer Sprachkursus für Fortgeschrittene „ „
Mo. 17—19
34. Sonderkursus. Lektüre ausgewählter religiöser und wissenschaftlicher Texte „ „
Do. 17—19
35. Phonetik Domvikar Kreth
Do. 17—18
36. Totenoffizium „ „
Do. 18—19
37. Einführung in die Benutzung der Bibliothek und der bibliographischen Hilfsmittel Bibliotheksrat
In einer noch zu bestimmenden Stunde Dr. Will
38. Lateinischer Sprachkursus Stud.-Rat Weinig
sechsstündig
39. Griechischer Sprachkursus für Anfänger „ „
dreistündig
40. Griechischer Sprachkursus für Fortgeschrittene „ „
dreistündig
41. Leibesübungen Leiter des Instituts
Di., Fr. 17—19 für Leibesübungen

VIII. Besucherzahl im Sommersemester 1935

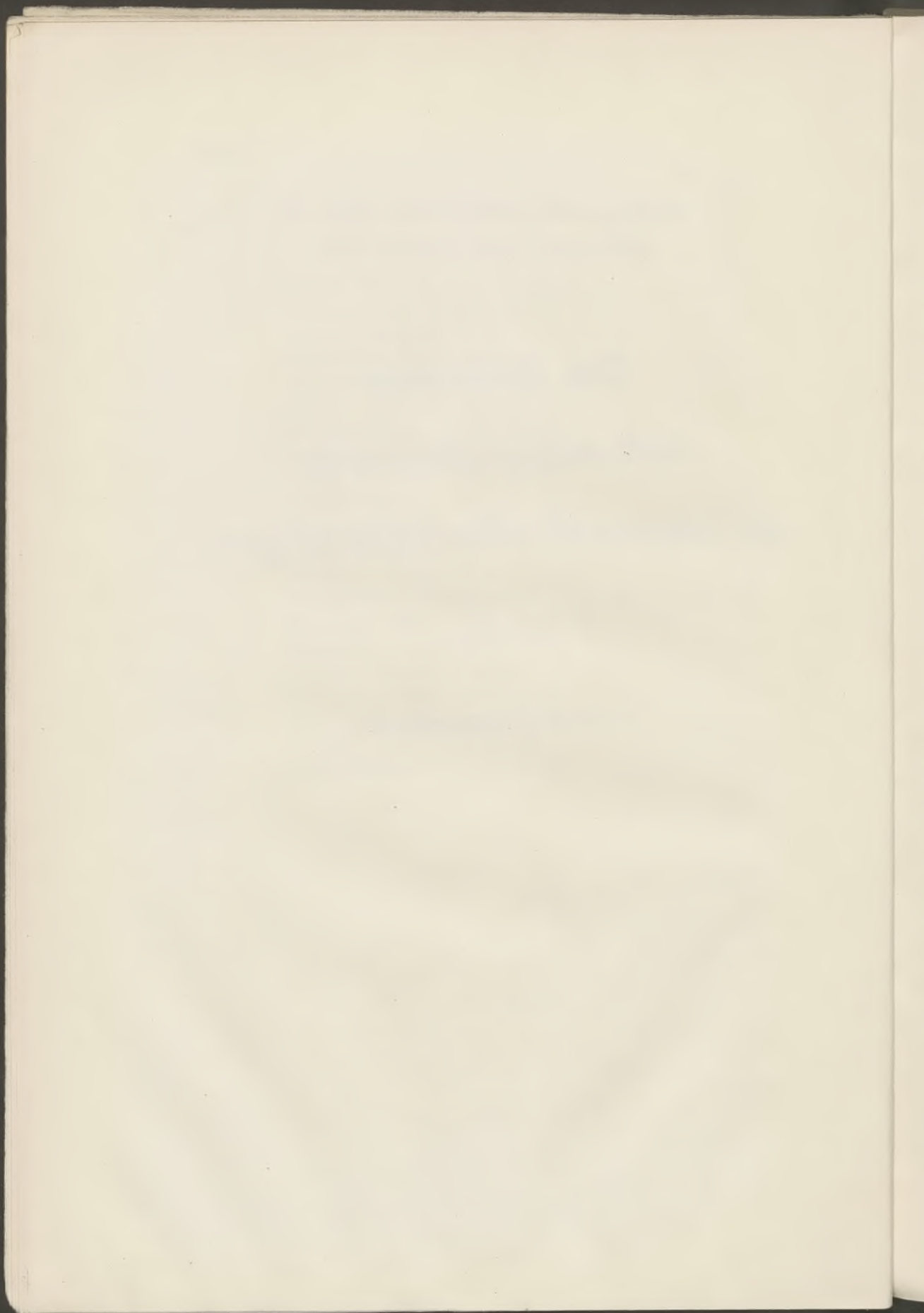
	Theol. Fak.	Phil. Fak.	zus.
Studenten	36	50	86
Hörer	2	—	2
	<hr/> 38	<hr/> 50	<hr/> 88

IX. Alphabetisches Verzeichnis der Lehrer und Beamten

- André, Hans. S. 6, 8, 10, 13, 16
Barion, Hans. S. 6, 7, 12, 15
Baron, Johannes. S. 8
Eschweiler, Karl. S. 6, 7, 9, 12, 15
Fischer, Johann. S. 7, 12, 13, 15
Hefele, Hermann. S. 8, 9, 13, 16
Jedzink, Paul. S. 6, 7, 12, 15
Keilhacker, Martin. S. 8, 14, 16
Kreth, Werner. S. 8, 14, 17
Kühle, Heinrich. S. 7, 13, 15, 16
Laum, Bernhard. S. 6, 7, 8, 9, 10, 13, 16
Lortz, Joseph. S.
Niedenzu, Franz. S. 8
Rosenmöller, Bernhard. S. 8, 13, 16
Schmauch, Hans. S. 8, 14, 16, 17
Schreiber, Georg. S. 7
Schurig, Alfred. S. 8, 10
Schwanitz, Paul. S. 8, 14, 17
Steinmann, Alphons. S. 7, 12, 15
Weinig, Josef. S. 8, 14, 17
Will, Edmund. S. 8, 9, 14, 17

Die dreieinige
Selbstüberschreitung
als Urprozeß alles Lebendigen.

Von Prof. Dr. Hans André.



„Sieh an die Pflanze, die empor aus dunklem Grunde
Zum Lichte treibt, von dem sie auch hat dunkle Kunde.
Mit ihrem Stengel steht sie erst in Einigkeit,
Und im Gezweige dann ist sie mit sich entzweit.
Nicht in der Einung noch Entzweiung ist gefunden
Das Licht, bis höhere Vereinung sie verbunden.
Die Knospe rundet sich, aus der die Blüt' erwacht,
In deren Farbenduft das Licht ist angefacht.
Durch so viel Stufen hat das Licht die Pflanz' erzogen,
Um auf der obersten zu ruhn als Irisbogen.“

Friedrich Rückert.



Vorwort.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich zunächst mit dem Grundproblem der theoretischen Biologie: sie fragt nach dem Wesen des lebendigen Urprozesses überhaupt. Derselbe stellt sich uns als ein schöpferischer Prozeß vor, und für die Biologie muß es von grundlegender Bedeutung sein, die schöpferische Spannung in ihm, die zu immer neuer Selbstüberschreitung drängt, in ihrem Wesen zu erfassen. Ist es so möglich, in das schöpferische Prinzip des Lebens wirklich wurzelhaft einzudringen, dann muß sich dieses Prinzip analogisch auf alles Lebendige übertragen lassen und dadurch seinen Wahrheitskern nur um so eindringlicher erweisen. „Das beste Motivieren“, sagt Friedrich Hebbel mit Recht, „ist das Motivieren durch analoge Fakta — genommen aus den heterogensten Gebieten.“ Die alten großen deutschen Naturforscher, wie Paracelsus, Kepler, Goethe, Carus, Fechner u. a. haben sich nicht gescheut, von diesem Motivierungsprinzip der Analogie reichlich Gebrauch zu machen. Aber es fehlte noch ein universal-einigendes, staffelbares Urmodell. Diesem scheint die Gegenwart auf die Spur zu kommen. Für den christlichen Forscher war nicht anders zu erwarten, als daß es als „vestigium trinitatis“ sich enthüllt. Das Symbol des polar bedingten kreißenden Lebensringes schließt die tiefsten Resultate der heutigen Naturwissenschaft mit dem zentralen christlichen Gottgeheimnis, der göttlichen Urganzheit als dem dreieinigen Urbild aller schöpferischen Selbstüberschreitung des Lebens zusammen. Die Theologen sind damit, wie Fritz Klein bemerkt, vor eine völlig neue Aufgabe gestellt. Ihr Weltbild wird diesmal nicht (wie zur Zeit Galileis) ketzerisch verkleinert, sondern geistig perspektivisch ins Unermeßliche vergrößert. Und von der Höhe des christlichen Trinitätsstandpunktes aus kann dann auch das philosophische Grundbestreben des germanischen Geistes, im absoluten Sein das Prinzip der Bewegung zu erfassen, in neue und fruchtbare Bahnen gelenkt werden.

Eine eingehende weltanschauungsgeschichtliche Darstellung der in dieser Arbeit angedeuteten Probleme bringt das von mir gemeinsam mit Armin Müller und Edgar Dacqué herausgegebene Buch: „Deutsche Naturanschauung als Deutung des Lebendigen“ (R. Oldenbourg, München I u. Berlin). RM 4,80. Erst in dem dort durchgeführten Zurückgreifen auf die Denker der Vergangenheit und ihre Lehren werden Haltung und Fragestellung auch der vorliegenden Arbeit ganz verständlich. In dem Aufsatz: „Atombild, Analogie und Deutung der Lebenserscheinungen“ gehe ich dort auch auf viel breiterer Grundlage auf die heutige naturwissenschaftliche Aktualität all dieser Fragen ein.

H. A.

I.

Dem Laien tritt das Rätsel des lebendigen Werdens am anschaulichsten in der Entstehung der organischen Formen entgegen, und zwar am schönsten bei den Pflanzen. Wenn im Frühjahr die Sträucher und Bäume ausschlagen und aus den braunen Knospenschuppen die jungen lichtgrünen Blättchen hervorklugen, dann tritt uns das organische Werden unmittelbar bildhaft vor Augen. Dieses Werden aber stellt sich uns zunächst als bloße Entfaltung, als eine Auswicklung dessen dar, was in der Knospe schon enthalten ist. Denn wenn wir die Knospe unter einem Vergrößerungsglas zergliedern, dann sehen wir, daß in ihr die jungen Blättchen — nur noch unausgebildet — schon vorhanden sind. Und dasselbe sehen wir nicht nur in den Knospen, aus denen die jungen Laubsprosse sich bilden, sondern auch in denjenigen, aus denen später die Blüten hervorgehen. Auch hier sehen wir, wenn wir die Knospe vor dem Blütenaufbruch öffnen, die Blüte schon unentfaltet vorhanden. Was liegt nun näher, als das Werden des Organismus überhaupt nur auf eine bloße Entfaltung zurückzuführen, auf eine Entstehung aus schon vorhandenen und unter sich verschiedenen Teilen, die nur einfach auszuwachsen brauchen, um in das Endgebilde überzugehen. Und so sehen wir, wie denn auch tatsächlich in der Geschichte der Entwicklungstheorien die Vorstellung einer knospenhaften Entfaltung auch auf das Werden der Tiere übertragen wurde. Swammerdam, der zuerst die Veränderungen in den Larven und Puppen untersuchte, die ein Schmetterling in seiner Entwicklung durchläuft, stellte fest, daß die Teile des fertigen Insektes, z. B. die Flügel, in den jüngeren Entwicklungsstadien schon vorhanden sind und glaubte sogar — dies allerdings zu Unrecht — sie schon im Eistadium vorgebildet zu sehen. Da also die Vorbildung (Präformation) die Entfaltung (Evolution) bestimmt, kann man die Entfaltungslehre (Evolutionstheorie) auch als Vorbildungslehre (Präformationstheorie) bezeichnen.

In ihren Folgerungen führt nun aber diese Lehre zu den unwahrscheinlichsten Vorstellungen. Wenn nämlich die Eizelle den aus ihr unmittelbar hervorgehenden Organismus schon vorgebildet enthält, dann muß sie auch alle folgenden Generationen schon eingeschachtelt enthalten, und dies muß sich bis auf das erste Wesen jeder Art zurückverfolgen lassen. Nach Bonnet, der zuerst diese Einschachtelungstheorie als unerbittliche Folgerung aus der Vorbildungslehre ernsthaft entwickelte, müßte darnach die Zahl der Menschenanlagen im Eierstock unserer Stammutter etwa 20 000 Millionen betragen haben.

Schon diese abenteuerlichen Konsequenzen mußten den Zweifel an der Richtigkeit der Entfaltungslehre erregen. Nachdem sie bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein unumschränkt herrschte, trat ihr zuerst Kaspar Friedrich Wolff ganz entschieden entgegen. Wolff verfolgte Schritt für Schritt den Gestaltungsprozeß des Hühndchens aus dem Ei und stellte dabei fest, daß es sich aus dem Ei erst nach und nach organisiert, indem die Teile des wer-

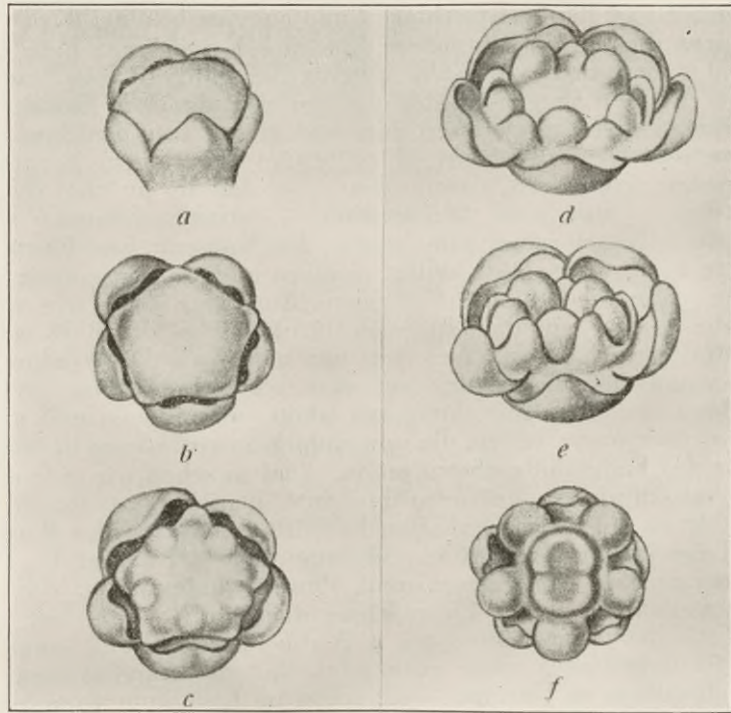


Abb. 1a—f (nach Hansen).

denden Hühndchens an ihm neu sich bilden. Also nicht Entfaltung, sondern Neubildung ist das Wesentliche beim Werden eines Organismus. Wolffs Lehre von der Epigenesis, was Entstehung durch neu Hinzutretendes bedeutet, wurde erst einige Jahrzehnte später durch Karl Ernst v. Baer vollauf bestätigt. Auch bezüglich der Pflanze wurde festgestellt, daß die Blätter nicht schon ursprünglich vorhanden sind, sondern an dem Wachstumskegel in der Knospe (mit seinen bildungsfähigen embryonalen Zellen) als seitliche Hervorragungen neu entstehen. Indem der Wachstumskegel sich streckt, rücken die zuerst neugebildeten Blattanlagen auseinander, wachsen aus, und

so entsteht der regelrechte beblätterte Sproß. Auch die Blüte, konnte man feststellen, geht durch Neubildung seitlicher Blattanlagen aus einem Wachstumskegel hervor, nur unterbleibt hier die Streckung in der Längsrichtung, und aus den Blattanlagen gehen dann keine Laubblätter, sondern die vier Blütenblattkreise: die Kelchblätter, Kronblätter, Staubblätter und Fruchtblätter hervor. Den Neubildungsprozeß der Blüte führen uns die Abbildungen 1a—f vor Augen, wo Bild a die erste Hervorwölbung der Kelchblattanlagen zeigt, Bild b die ersten Kronblattanlagen, Bild c die neugebildeten Höckerchen, die zur Staubgefäßbildung, und Bild f die beiden halbmondförmigen Vorwölbungen, die zur Bildung der Fruchtblätter (also des Fruchtknotens) führen. Damit schien nun auch die Vorbildungslehre für die Pflanze endgültig begraben und durch die Lehre von der schöpferischen Neubildung ersetzt zu sein.

Aber die Vorstellung vom Werden als einer bloßen Entfaltung des im Keim bereits Angelegten wurzelte so tief in der vorwiegend mechanischen Denkgangsart der Naturforscher, daß sie in neuer, in verwandelter Gestalt wieder auflebte. Jetzt dachte man sich das Künftige, das aus dem befruchteten Ei hervorgeht, zwar nicht mehr als Kleinorgan schon vorgebildet, aber man glaubte, daß die Anlagen dazu schon fix und fertig vorhanden und in einer ganz bestimmten Ordnung — wie in einem Mosaikbild — örtlich verteilt wären. Hier lehrte damals, daß sich an einem befruchteten Ei sehr bald schon sogenannte organbildende Keimbezirke erkennen lassen und glaubte sogar, daß durch die Richtung einer sogenannten ursprünglichen (primären) Eiachse schon im unbefruchteten Ei die spätere Entwicklung fest geregelt sei. August Weismann entwickelte die Vorstellung, daß schon im sogenannten Keimplasma die formbestimmenden Faktoren kernhaft enthalten seien und bei der Entwicklung örtlich sich verteilen, so daß etwa bei der Bildung der beiden ersten Furchungszellen des Frosches die Faktoren für die Entwicklung der linken Hälfte in die linke, die für die Entwicklung der rechten Hälfte in die rechte Furchungszelle eintreten und ihr weiteres Schicksal unabänderlich bestimmten. Für die Entwicklung der Blüte aus den Blatthöckerchen ihres Wachstumskegels mußte man dann etwas Ähnliches annehmen. Man mußte sich vorstellen, daß jedem Blatthöckerchen ursprünglich schon die Faktoren mitgegeben sind, die es zu einem Kelchblatt, Blütenblatt, Staubblatt oder Fruchtblatt eindeutig bestimmen.

Weismanns Auffassung schien sich zuerst wirklich auch durch das Experiment zu bestätigen. Wilhelm Roux tötete auf dem Zweizellenstadium des Froscheies die eine Zelle ab und beobachtete, daß sich aus der überlebenden Zelle nur ein halber Froschembryo entwickelte. Das schien ein Beweis für Weismanns Auffassung zu sein, denn die noch lebende Furchungszelle hatte

ja doch offenbar aus dem Keimplasma nur die ihr selbst zukommenden Gestaltungsfaktoren mitbekommen. Aber dieser Schluß erwies sich als ein Trugschluß. Bald nach Roux machte Hans Driesch den Versuch bei Seeigelkeimen, aber in etwas abgeänderter Form. Er bewirkte durch Schütteln der zweizelligen Keime, daß deren beide Furchungszellen sich voneinander trennten, und nun ging aus jeder Zelle nicht eine halbe, sondern eine ganze typische Larve — freilich in etwas verkleinerter Form — hervor. Das gleiche Ergebnis hätte Roux erhalten, wenn er die eine Zelle nicht bloß abgetötet, sondern beide Zellen voneinander getrennt hätte.

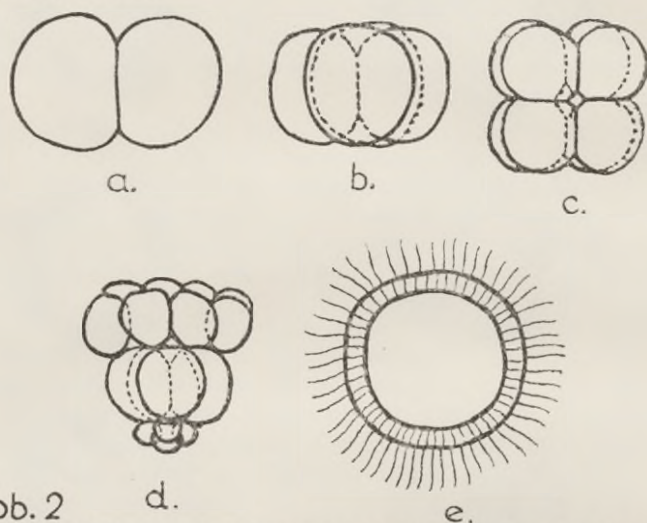


Abb. 2 d. e.
ERSTE ENTWICKLUNGSTADIEN DES GEMEINEN SEEIGELS ECHINUS (AUS DRIESCH-PHILosoph. DES ORGAN.)

Dies ist aber noch nicht alles. Wir müssen noch ein späteres Stadium als das Zweizellenstadium in Betracht ziehen. Die zweite und dritte Furche teilen den Seeigelkeim in acht gleich große Zellkugeln (Abb. 2b/c). Bei der nächsten Teilung, welche vom acht- bis zum 16zelligen Stadium führt, werden an der unteren Hälfte vier besonders kleine Zellen, die Kleinkugeln (Mikromeren) abgeschnürt (Abb. 2d). Der Platz, den die Kleinkugeln einnehmen, ist von großer Bedeutung für den Keim als Ganzes; die erste Bildung eigentlicher Organe geht später von diesem Orte aus. Alle folgenden Teilungen entstehen gleichartig, wobei die Kleinkugeln sich aber weniger oft teilen wie die andern Elemente. Die immer kleiner und zahlreicher werdenden Zellen ordnen sich schließlich zu einer Hohlkugel an, die frei als Flimmerkugel (Blastula) umherschwimmt (Abb. 2e). Driesch zer-

schnitt nun mit einer feinen Schere diese Flimmerkugeln, und zwar in ganz beliebigen Richtungen. An den Bruchstücken legten sich zunächst die Wundränder zusammen und verwuchsen. Dann rundete sich das Schnittstück zu einer kleineren Flimmerkugel ab, die sich normal weiterentwickelte und schließlich eine vollkommene, wenn auch kleine Seeigellarve, den sogenannten Pluteus, lieferte.

Entscheidend bei dem Versuch ist folgendes: die an den ursprünglichen Schnittändern befindlichen Zellen würden bei gewöhnlicher Weiterentwicklung einer nicht zerschnittenen Flimmerkugel eine ganz andere Lage im Keim angenommen haben und zu ganz anderen Geweben des Tieres, etwa zur Bildung des Darmes anstatt der äußeren Körperwand, geführt haben. Wäre von Anfang an das Schicksal der einzelnen Zellen durch örtliche Verteilung der Organanlagen schon festgelegt gewesen, dann hätte nimmer etwas anderes daraus werden können als eben nur der Darm. Daß nun tatsächlich etwas anderes aus ihnen geworden war (äußere Körperwand), beweist die *Unhaltbarkeit der Entfaltungstheorie* oder der Lehre von der Vorbildung (Präformation) auch in der neuen von Weismann verfeinerten Form. Das Ergebnis des Experimentes führt uns also um einen Schritt tiefer als die Beobachtung am unverletzten Keime in das schöpferische Wesen organischen Werdens hinein. Wir erkennen jetzt, daß die organische Formgestaltung nicht nur zu fortschreitender Neubildung führt, sondern bei gestörter Keimesentwicklung diese Neubildung auch an einem Bezirk von Zellen durchführen kann, an dem sie normal nicht zustande kommt.

Etwas Ähnliches können wir auch am Wachstumskegel einer Blütenknospe verfolgen, wie ich vor mehreren Jahren an der Schneebere festgestellt habe. Wenn man einen Schneebereentrauch im ersten Frühjahrsschmuck entblättert, so ist er darauf angewiesen, den Blattverlust zu ersetzen. Neue Achselknospen schlagen dann aus, die noch nicht ausgewachsenen Sprosse gliedern an den Spitzen ihrer Wachstumskegel neue Blattanlagen ab, und selbst die schon angelegten Blütenknospchen stellen sich in den Dienst neuer Blattbildung. Sie verlauben, d. h. an Stelle der winzigen Kelchblattspitzchen der späteren rot angehauchten Blütenglöckchen bilden sich richtige Laubblätter aus, wobei sogar der kurze Stiel des Blütchens wie ein Laubspieß mächtig sich verlängern kann (Abb. 5). Also auch hier haben wir Neubildung, und zwar Bildung von Laubblättern an einer Stelle des Wachstumskegels, wo gewöhnlich Kelchblattzipfel entstehen.

Heute können wir die Entwicklung als Neubildung nicht nur vergleichend anatomisch, sondern unmittelbar kinematographisch von ihrem Ursprungsherd aus verfolgen. Wer je den prachtvollen Film über die Befruchtung und darauf folgende Furchung des Kanincheneies gesehen hat, das stürmische Herandrängen der

Spermatozoen, den entscheidenden Akt des Eindringens der Samenzelle, der wie mit einem Zusammensucken der Eioberfläche verbunden ist, das darauf folgende Anschwellen des befruchteten Eies, seine Einschnürung und die wallenden, wogenden pulsieren-



Abb. 3.

den Bewegungen, die von der Abgliederung immer weiterer Zellenkügeln gefolgt sind, der hatte den Entwicklungsprozeß als wirklichen Neubildungsprozeß so eindrucksvoll vor Augen, daß sich ihm zu seiner Kennzeichnung das Wort „Selbstüberschreitung“ des Lebendigen wie von selbst auf die Lippen drängte.

II.

Nachdem wir im Vorhergehenden das Werden der organischen Form als Neubildungsprozeß erkannt haben, und zwar als einen solchen gestaltschöpferischen Vorgang, der bei künstlicher Entfernung von Teilen des Ganzen an bestimmten Bezirken gerade das entstehen läßt, was gewöhnlich dort nicht entstanden wäre, fragt es sich: wie ist eine solche schöpferische Betätigung möglich? Auf diese Frage können wir eine vorläufige Antwort erst geben, wenn wir einige Ergebnisse der von Spemann begründeten Organisationsforschung kennengelernt haben. Sie gehören zu den größten Entdeckungen der Biologie überhaupt.

Um die Versuche Spemanns zu verstehen, muß man sich ganz kurz die früheste Entwicklung eines Amphibienkeimes vergegenwärtigen. Durch zahlreiche aufeinanderfolgende Zellteilungen entsteht zunächst, ähnlich wie beim Seeigelkeim, eine Zellkugel (Blastula). Sie ist etwas kompakter wie dort, zeigt aber auch alsbald eine Höhle im Innern. Die nächste Veränderung besteht nun darin, daß diese Kugel an einer Stelle, dem Urmund, wie ein eingedrückter Gummiball sich umstülpt und auf diese Weise die Urdarmanlage bildet. Das Gebilde heißt Darmlarve, Becherkeim oder Gastrula. Es besitzt zwei als Keimblätter bezeichnete Zellschichten, das äußere Keimblatt oder Ektoderm und das innere, den Urdarm bildende, das Entoderm. Aus der Urdarmwand geht nun aber weiter noch eine dritte Schicht, das sich zwischen das äußere und innere Keimblatt einschiebende Mittelblatt (Mesoderm) hervor. In der Längsachse des Tieres schnürt sich die Rückensaite (Chorda) als die Grundlage der späteren Wirbelsäule ab. Rechts und links von ihr entstehen die Mesodermplatten, aus denen später Muskulatur, Nieren und Gefäßsystem hervorgehen. Der über dem Urdarmdach in der Längsachse liegende Streifen des äußeren Keimblattes (Ektoderms) wird als Nervenplatte (Medullarplatte) bezeichnet. Aus ihm geht durch Einfaltung die Anlage des Zentralnervensystems, das Rückenmarksröhr (Medullarrohr) hervor.

Der Grundversuch Spemanns war nun folgender: er nahm auf dem Stadium der beginnenden Einstülpung des Urdarmes ein Stück desjenigen Zellmaterials, das die Rückensaite (Chorda) und die Mesodermplatten geliefert hätte, heraus und pflanzte es irgendwo in der Bauchseite eines anderen Keimes unter dem äußeren Keimblatt wieder ein. Da entstand nun an dieser ganz ungewöhnlichen Stelle des äußeren Keimblattes genau so durch Einfaltung die Anlage des Zentralnervensystems (das Rückenmarksröhr), wie sonst am gewöhnlichen Orte. Diese Bildung war an der betreffenden Stelle des Wirtskeimes durch den eingepflanzten Zellenpfropfen ausgelöst worden. Spemann bezeich-

nete diesen den Gestaltungsvorgang auslösenden oder erregenden Pfropfen als Organisator. Entscheidend war bei dem Versuch, daß das äußere Keimblatt aus einer Vereinigung von Zellen, die zukünftig Bauchhaut geliefert hätten — also, wie wir auch sagen können, zukünftige (präsumptive) Haut darstellte —, unter dem Einfluß des Organisators ein Zentralnervensystem aus sich hervorgehen ließ. Aber auch ein umgekehrter Versuch war möglich. Man kann Zellmaterial, aus dem nach Einfluß des Organisators normal die Nervenplatte hervorgehen würde, irgendwo in zukünftige (präsumptive) Haut einpflanzen. Es entwickelt sich dann zur Haut.

Nun darf man aus diesen Ergebnissen aber nicht schließen, daß der zukünftige Hautkomplex, der unter dem erregenden Einfluß Nerven liefert, oder der zukünftige Nervenkomplex, der unter dem erregenden Einfluß Haut liefert, lediglich bestimmungsbedürftiger Untergrund für die neue Formbildung sei. Wird nämlich der zukünftige Nervenplattenteil ursprünglich dem Einfluß des Organisators entzogen und vereinzelt in eine Nährlösung gebracht, so bildet er von sich aus eine Nervenplatte. Pflanzt man ferner unter die künftige Bauchhaut des Keimes ein Stückchen Gelatine ein, das mit Glykogen getränkt ist, so wird dadurch ebenfalls die Bildung einer Nervenplatte ausgelöst. Wahrscheinlich beruht auch die auslösende Einwirkung des Organisators selber auf einer stofflichen Reizwirkung durch Glykogen, denn man hat festgestellt, daß mit beginnender Einstülpung des Urdarmes die Zellen des Urdarmdaches ihr Glykogen größtenteils verlieren — also an einem Zeitpunkt, wo in dem darüberliegenden äußeren Keimblatt die Bildung der Nervenplatte angeregt wird. Nun kann selbstverständlich dieser Reizstoff eben nur auslösend oder werkzeuglich vermittelnd auf die Gestaltung, nicht aber selbst gestaltend oder wirklich formschöpfend (als Hauptursache bei der Formbildung) wirken. Aus all dem ergibt sich, daß der Organismus in jedem seiner Teile gestaltungsmächtig und gestaltungsbedürftig, Gestaltungsursache und Untergrund der Gestaltung sein muß, daß aber darüber, wie nun tatsächlich die Gestaltung sich vollzieht, in der Regel der Einfluß des Organisators entscheidet, der durch den von ihm ausgesandten Reizstoff den Zellen gleichsam die Weisung gibt über das, was sie leisten sollen, und sich als werkzeugliche Ursache in den Gestaltungsprozeß einbaut. Durch den funktionellen Einbau in das Organisationsfeld des Protoplasmas wird er werkzeuglich erhoben und erhält so ein über seine bloß chemische Wirksamkeit hinausgehendes Vermögen (wie der Pinsel in seiner bloß färbenden Wirksamkeit in der Hand des Meisters über sich hinaus wirkt). Man kann den Reizstoff in dieser Eigenschaft als eine Art inneren Befruchtungsstoff der Gestaltung und diese selbst als

eine Art innere Zeugung der immer neu sich bildenden Organe bezeichnen.

In der gestaltschöpferischen Selbstüberschreitung des Keimes ist also ein dreifaches zu unterscheiden: gestaltungsbedürftiger Untergrund, Organisationsfeld, vermittelnder Reizstoff. Auf drei ähnliche Elemente hat die klassische Erkenntnislehre auch die Entstehung der Ideen zurückgeführt. Auch die klassische Erkenntnislehre lehnt vorgebildete Ideen ab. So wenig im Ei schon das Hühnchen vorgebildet ist oder im Pflanzensamen schon die Blume, so wenig besitzt der menschliche Geist im Beginne seines Daseins schon angeborene Ideen und Erkenntnisse. Er erwirbt dieselbe erst durch seine eigene Tätigkeit. Wie im Keim zunächst der gestaltungsbedürftige Untergrund sich vom gestaltungsmächtigen Organisationsfeld unterscheidet, so unterscheidet sich im Verstand eine Art sehbedürftiges Geistesauge (der mögliche Verstand) von einem sehmächtig machenden Lichte (dem tätigen Verstand). Und wie im Keim das Organisationsfeld des Reizstoffes bedarf, um über das zu Gestaltende gleichsam informiert und als Werkzeug dabei benutzt zu werden, so bedarf das tätige Verstandeslicht des ihm vom Gegenstande zugeführten Phantasiebildes, um im sehbedürftigen Auge die dem Gegenstande entsprechende Idee hervorzubringen, so daß dieses nun wirklich sieht. Dabei ist aber der wesentliche Unterschied zu beachten. Bei der organischen Formgestaltung entsteht durch das vom Reizstoff vermittelte Zusammenwirken von Untergrund und Organisationsfeld etwas Neues, Drittes. Der Erkennende aber besitzt das Erkannte in einer über die Bestimmbarkeit des entwicklungs-fähigen Untergrundes erhabenen Weise. Denn der Erkennende, verbleibend, was er ist, wird gleichsam das Erkannte und durchdringt die Wirklichkeit, ohne sie in ihrem eigenen Wesen und Leben zu beeinträchtigen. Ja, je tiefer er dieselbe in ihren lebendigen Urgesetzen durchdringt, je besser er das Einfache zu erfassen, das Dunkle aufzuklären und das Verwickelte zu entwirren vermag, desto mehr vermag er die Wirklichkeit nicht bloß äußerlich-mechanisch zu beherrschen, sondern auch natur-entsprechend zu führen, desto mehr ist er davor gesichert, nicht nur sein eigenes Selbst an die Äußerlichkeit zu verlieren, sondern auch anderer Selbst zu gefährden oder zu verletzen. Doch dringt nicht jede Erkenntnis zu dieser hohen intellektualen Anschauung vor. Es sind im Zusammenwirken der drei sie herbeiführenden Faktoren ganz verschieden fruchtbare Selbstüberschreitungspunkte in der Erkenntnis möglich. Dieses Problem hat die klassische Entwicklungslehre der Erkenntnis, die auf Aristoteles zurückgeht und durch Albert den Deutschen und Thomas von Aquin

noch schärfer durchgebildet wurde, nicht deutlich genug gesehen*). Erst Goethe hat uns zum Bewußtsein gebracht, daß es Gegenstände bzw. Bilder gibt, die der Selbstüberschreitung der menschlichen Erkenntnis durch ganz besondere Klarheit und Gegenständlichkeit entgegenkommen und die darum aus der Masse der übrigen auszusondern sind. Es sind die symbolischen Typen, die urbild-sinnlichen Darstellungen, die Urphänomene. So, wie es bei den Reizstoffen eine Rangordnung gibt, je nachdem sie in der Auslösung oder Regulierung der gestaltschöpferischen Prozesse führend an der Spitze stehen und so das Nachfolgende mitbestimmen oder nicht, so gibt es auch bei den Sinnesbildern eine Rangordnung. Nur das sinnliche Symbol, welches der ganzheitlichen Zusammenschau des Gegenstandes entspricht, steht an der Spitze.

III.

Wollen wir nun im Goethischen Sinne dem schöpferischen Selbstüberschreitungsprozeß des Lebens, in welchem wir sein Wesen immer tiefer zu ergründen suchen, ein Symbol zugrundelegen, so müssen wir uns daran erinnern, daß das, was wir Entwicklung, Gestaltwandel, Metamorphose nennen, eine immer erneut über sich selbst hinausweisende Formenfolge darstellt. „Bei der Betrachtung der Pflanze“, sagt Goethe, „wird ein lebendiger Punkt angenommen, der ewig seinesgleichen hervorbringt. Und zwar tut er das bei den geringsten Pflanzen durch Wieder-

*) Man darf aber deswegen das eigentliche Verdienst dieser Lehre nicht übersehen. Sie ist, wie Franz Brentano schon hervorgehoben hat, vielleicht das Bedeutendste, was die Forschung nach dem Ursprung der Gedanken bis zum heutigen Tage gefunden hat. Denn wie sollte die enge Sachverbundenheit des Idealen mit dem veränderlichen Empirischen einerseits und seiner Erhebung in den zeitlosen Geltungsbereich der Wesensgesetze andererseits sich besser verdeutlichen lassen? Weil die Hebung und Geburt des intellektuellen Wesensbildes aus der sinnlichen Vorstellung allem bewußten Denken vorhergeht, ist sie selbstverständlich nicht Gegenstand der psychologischen Erfahrung, sondern wird nach Analogie des Zeugungsgleichnisses erschlossen. Aber gerade durch dieses Gleichnis kommt der Erkenntnisakt erst zum wahren Verständnis seiner selbst und erweist so eine Erkenntnistheorie, die von allen metaphysischen Voraussetzungen absehen will, als ein unmögliches Unterfangen. Wie tief der Erkenntnisakt auch durch die Analogie des Sehens zum Wesen seiner selbst kommt, hat die Phänomenologie, die Wesensschaulehre, zur Genüge erhellt. Auf die ganze innere Problematik dieser Frage können wir hier selbstverständlich nicht eingehen, sondern wir wollen durch diesen Hinweis nur deutlich machen, daß in den obigen primitiv scheinenden Bildern die tiefsten Einsichten der Philosophie überhaupt stecken.

holung eben desselbigen, ferner bei den vollkommenen durch progressive Ausbildung des Grundorgans in immer vollkommeneren und vollkommeneren Organe, um zuletzt den höchsten Punkt organischer Tätigkeit hervorzubringen: Individuen durch Zeugung und Geburt aus dem organischen Ganzen abzusondern und abzulösen.“ Diese unbegrenzte gestaltschöpferische Selbstüberschreitung des Lebendigen kann man nach Geilen mit dem aufsteigenden Ast in der Wellenkurve, mit dem anschaulich über sich selbst hinausweisenden Folgesymbol, dem:

f

bezeichnen.

Im Gegensatz zur rein äußerlichen Kraftübertragung bei der Wasserwelle wird aber beim Organismus ein innerliches Gestaltungsprinzip von Lebewesen zu Lebewesen mitgeteilt. Es führt aus dem gestaltungsbedürftigen Untergrund sich seinen ausgestalteten Leib heraus. Und deshalb ordnen wir dem f als Zeichen dieser Verleiblichung zugleich ein \square zu:

\square

Wir drücken dadurch auch aus, daß das Lebewesen nicht nur eine ihr Ziel in sich tragende Bewegung (Entelechie), sondern auch eine individuelle Substanz (= Selbststande) oder, wie Goethe in Zusammenfassung beider Momente sagt: daß es eine „entelechische Monade“ ist.

Zwischen dem gestaltungsbedürftigen Untergrund und dem gestaltungsmächtigen Organisationsfeld besteht ein Gefälle, und die gestaltschöpferische Selbstüberschreitung dauert ungeschwächt so lange, als dieses Gefälle aufrechterhalten werden kann. Nun stellt uns aber die natürliche und ihre Fortsetzung, die geschichtliche Entwicklung vor die Frage, wie die den Tod wurzelhaft überwindende Selbstüberschreitung des Lebens, also gleichsam die Hochspannung in ihm, zustande kommen kann?

Um diese Frage beantworten zu können, gehen wir nicht mehr von der individuellen, sondern von der vergleichenden Keimesentwicklung oder Embryologie aus. Die am wenigsten einseitig spezialisierte von allen Gliedmaßenformen ist die menschliche Hand. Sie ist weniger spezialisiert als die Flosse, die einseitig Ruder ist, weniger als die Gliedmaßen der Fledermaus, die einseitig Flügel sind, auch weniger als der Pferdefuß, dessen Gebrauch viel zu eingeschränkt ist. Aber gerade weil sie so wenig einseitig angepaßt ist, ist sie das vielseitigste Organ. Wohl

sind die Pfoten des Hundes, die Flügel der Taube in ihrer ursprünglichen embryonalen Anlage keine eigentliche Hand, sondern ein werdendes Lauf- bzw. Flugwerkzeug. Aber in ihren Grundproportionen sind sie handähnlich, und je mehr sie sich entwickeln, desto mehr entfernen sie sich von dieser Handähnlichkeit. Nur die menschliche Hand selber erinnert in ihrem ausgewachsenen Zustande stark an ihren Ursprung.

Ähnlich ist es mit dem Haupt des Menschen. Beachtet man den Jugendzustand des Affenschädels und des Menschenschädels, so erweisen sich beide in ihrer geringen Spezialisierung sehr ähnlich. Diese ursprüngliche Form beider wird bei der Weiterentwicklung des menschlichen Embryos wenig weiter verändert, beim Affen dagegen ganz einseitig spezialisiert. Seine Hirnkapsel erfährt im Vergleich zum unteren Teil des Schädels eine wesentliche Verkleinerung. Der Unterkiefer und mit ihm der Oberkiefer verlängert sich wesentlich zur Aufnahme des viel massigeren Gebisses, die Eckzähne werden einseitig äffisch vergrößert und bedingen an Stelle des Bogens die Winkelbildung. Es bildet sich durch diese einseitige Spezialisierung, wie Poppelbaum sehr geistreich bemerkt, eher ein Gemäule als ein Gesicht aus. Mit der einseitigen Sonderanpassung begibt sich die stammesgeschichtlich sich entwickelnde Form in eine Senkung ihres gestaltschöpferischen Gefalles, das sich in der Geschichte heute ausgestorbener Lebensformen bis zur schließlichen Zerstörung des Artypus durch extreme Steigerung der Variabilität, Riesenwuchs, Hypertrophien einzelner Organe, Überspezialisierung und Häufung pathologischer Erscheinungen fortgesetzt hat.

Die Menschwerdung dagegen, so können wir aus dieser vergleichend stammesgeschichtlichen Feststellung schließen, hat aus dem gestaltungsbedürftigen Untergrund aller Gestaltung die kindlichste, die ursprünglichste, die am wenigsten einseitig spezialisierte Form herausgeführt. Sie ist damit zwar an der Grenze aller Formen angelangt, aber durch sie hat zugleich das Leben den toten Punkt auch an der Wurzel überwunden. Denn der Mensch ist, wie Herder einmal treffend sagt, zugleich wiederum das ewig unausgebildete aller Geschöpfe, weil er geistig immer wieder zu den Müttern, d. h. in die Ursprünglichkeitshaltungen des Lebens und in seine idealschöpferischen Hochspannungen zurückkehren kann.

Wie beim Werdeplan des Menschen, so kann man auch bei den Pflanzen von einem gewissen Wurzelstamme sprechen, der insofern zu immer noch höheren Umspannungsformen im Bereich der Blüte fähig blieb, als er noch nicht einseitig durchspezialisiert

war. Da die stammesgeschichtlichen Vorformen in den meisten Fällen fehlen oder sehr lückenhaft sind, lassen sich aus den heutigen Formen nur mehr ideale Formenreihen aufstellen. Der Urtypus wird dabei durch die Blüte der Magnolien und des Gewürzstrauches (*Calycanthus*) sowie durch die noch nicht einseitig spezialisierte Blütenform mancher hahnenfußartiger Gewächse dargestellt. Von letzteren lassen sich als drei weitere Hauptzentren, die lilien-, rosen- und geranienartigen Pflanzen ableiten. Die zu der höchsten Umspannungseinheit, nämlich zum Blütenkörbchen emporführende Selbstüberschreitung der Blüte geht von gewissen Formen der rosenartigen Gewächse über die Hartriegelgewächse zu den Doldenblütlern, die nur eine einzige Reihe von Staubgefäßen (statt zwei) haben. Vermittelt durch den Holunder läßt sich ein Aufstieg von den Hartriegel- zu den Geißblatt- und Labkrautgewächsen durch die fortschreitende Verschmelzung der Kronblätter und das deutliche Zweilippigwerden der Blütenröhre feststellen. Die Labkrautgewächse leiten durch die regelmäßig bleibende Krone zu den Kardengewächsen und Glockenblumen über. Ihre typische Blüte ist nach dem Zahlenplan 4 oder 5 gebildet, hat vereinigte Kronblätter und einen unterständigen zweikammerigen Fruchtknoten mit vielen Samenanlagen. Davon gehen, auseinanderstrebend, die Baldrian- und Kardengewächse einerseits und die Glockenblumenartigen und Lobelien andererseits hervor. Die ersteren sind gekennzeichnet durch die Zusammenfassung des ausgebildeten Fruchtknotens zu nur einer einzigen Kammer mit einzelner Samenanlage, während die Glockenblumenartigen den Fruchtknoten nicht einkammerig zusammengefaßt, aber die Staubbeutel zu einer Röhre verklebt (zentralisiert) und den Griffel zur Aufnahme des Blütenstaubes mit Haaren versehen haben. Die Knöpfchenblütler übernehmen den einfächerigen einsamigen Fruchtknoten von den ersteren, die Staubbeutelröhre und den behaarten Griffel von den letzteren, scheinen also aus einer Gruppe entstanden zu sein, in der alle vier Strukturen ursprünglich schon vereinigt waren. Die Zusammenfassung der Einzelblütchen zu einer kopfigen Gemeinschaftsblume, die in Wirklichkeit also einen Blütenstand darstellt, erreicht bei ihnen den Höhepunkt und bildet eine ähnliche Umspannungseinheit, wie der Mensch, der im höchsten Sinne eine in sich zusammengezogene Welt, einen Mikrokosmos, darstellt. Nicht zufällig verbindet die aus der gestalt-schöpferischen Hochspannung hervorgegangene Komposite auch am vollkommensten die beiden Urformungstendenzen der Pflanze, die peripher einende \bigcirc und die radial ausstrahlende $*$. Wir werden später beide Tendenzen auch im entwicklungsphysiologischen Experiment aufzuzeigen versuchen.

Die höchste Einheit in der Mannigfaltigkeit wird im Kompositenkörbchen dann erreicht, wenn die Randstrahlen auf den Fünferplan reduziert werden. Und nicht nur in der Gestaltqualität, sondern auch im Färbungsmuster wird bei den Kompositen eine hochgradige Ähnlichkeit mit der echten getrenntblättrigen Einzelblüte erreicht.

Wie in der Menschwerdung die Polarität in ihrer schöpferischen Höhenlinie gipfelt, so geht sie in den von den Wurzelstämmen abzweigenden Linien der Naturwesen mehr ins Breite und sucht aus ihrem gestaltungsbedürftigen Untergrund so lange immer neue Pflanzen und Tiere herauszubilden, bis alle Möglichkeiten der Formgestaltung und Anpassung aus ihm erschöpft und alle Plätze des Lebens in den Lebensgemeinschaften besetzt sind. In dieser Vollauswirkung ihrer plasmatischen Spannungen beruht auch oft das Gewagte, das Groteske, das Abenteuerliche der Gestalten. Das tiefste Ziel der Natur ist also nicht die Masse, d. h. die Steigerung der Zahl bei Gleichheit der Individuen, wie sie etwa in der künstlichen Monokultur eines Getreidefeldes angestrebt wird — sondern die möglichst bunte Lebensgemeinschaft. Eine künstliche Monokultur, sich selbst überlassen, geht darum immer wieder in die bunte Lebensgemeinschaft über und diese verfügt auch rein haushaltsmäßig (ökologisch) über jene schöpferische Höhenlage, durch die sie sich — wie etwa der Naturwald — immer wieder aus sich selbst heraus zu erneuern vermag. Sie tut dies, indem sie ihre mannigfaltigen und zum Teil gegensätzlich funktionierenden Glieder zu einem zu sich selbst zurückkehrenden schöpferischen Stoffwechselkreislauf vereinigt. Ob die Natur in den bunt zusammengesetzten Lebensgemeinschaften nicht nur nach ökologischen Gesichtspunkten, sondern — analog dem Farbenspektrum — vielleicht auch nach ganz bestimmten Proportionen arbeitet, suchte schon Alexander von Humboldt zu ergründen, indem er den bunt zusammengesetzten Pflanzenteppich auf sein floristisches Spektrum hin untersuchte. So bilden nach Alexander von Humboldt in der nördlichen gemäßigten Zone die Arten der Kompositen $\frac{1}{8}$, die der Gräser $\frac{1}{12}$, die der Schmetterlingsblütler $\frac{1}{18}$ aller Arten der Blütenpflanzen. Stellt man die Artenzahl für Deutschland zusammen und vergleicht sie mit der von Frankreich, so fehlen dort viele Arten der entsprechenden Familien. Sie sind aber durch andere ersetzt, so daß das Spektrum der Artenverteilung der Proportion nach dasselbe bleibt.

IV.

Wir haben im Vorhergehenden den idealen Werdeplan des Menschen und der höchst entwickelten Blume, der Gemeinschaftsblume, dargestellt. Dieser ideale Plan schließt einen wirklichen

stammesgeschichtlichen Selbstüberschreitungsprozeß der Formen zwar nicht notwendig in sich ein, aber er besagt uns, daß, wenn ein solcher Prozeß stattgefunden hat, die gestaltschöpferische Hochspannung in ihm nur unter Zurückdrängung einseitiger Sonderanpassungen (extremer Spezialisierungen) möglich war. Nur indem beide Pole: die im Urtypus sich zentrierende Ursprünglichkeitshaltung und die in der Anpassung sich veräußernde Nützlichkeithaltung des Lebens sich zuerst scheiden und unterscheiden — also in Spannung miteinander bleiben — gelingt es, die Ursprünglichkeitshaltung als den führenden Pol aus der noch unfreien Koppelung mit dem materiellen Nützlichkeitsstreben, der tierischen Leibeigenschaft und einseitigen Umweltsgebundenheit zu lösen und Urform und Zweckmäßigkeit im menschlichen Leibe zur freiesten Deckungseinheit miteinander zu bringen. Es mußte in den plasmatischen Stoffzubereitungen hierfür eine für das tierische Lebensprinzip gar nicht mehr tragbare Disposition entstehen, da ja das Tier seinem Wesen nach ein Umweltspezialist ist. Ja es mußte die Zubereitung des stofflichen Untergrundes zu einer wurzelhaften Einformungsbedürftigkeit hinsichtlich des geistigen Lebensprinzips gehen. An und für sich scheint die Natur dazu unfähig, aber als über sich selbst hinausgerichtetes Werkzeug göttlichen Wirkens entspricht es ihr durchaus, daß sie bis zu dieser absoluten Grenze sich selbst überschreiten und unter dem Voranwalten der göttlichen Idee auch von sich aus für das aufschließen kann, was hervorzubringen erst grundsätzlich über ihre Kraft geht: für den Odem des geistigen Lebens. Aber die Natur selber enthält auch die Grundlage der Unterscheidung zwischen ihrer selbsttätigen Produktionskraft und dem Voranwalten der göttlichen Führung in sich. Schon ein einfaches Ferment ist nur dadurch führender Regulationsstoff im Organismus, daß es in dem chemischen Prozeß, den es fördert, nicht untergeht, sondern von ihm sich distanziiert, in einer gewissen Geschiedenheit und Unterschiedenheit von ihm verbleibt. Aber es bleibt in seinem regulierenden Voranwalten noch sehr eingeschränkt. Der menschliche Geist ist in dem Maße Führungsmächtig, als er, ohne sich selbst an die Wirklichkeit zu verlieren, also in freier Geschiedenheit von ihr, sie doch so in ihren Wesensordnungen durchdringt und umspannt, daß er ihrer eigenen Natur entsprechend sie zu leiten vermag, also ohne sie in ihrem Wesen und Leben zu beeinträchtigen. Um wieviel mehr muß aber Gott der werdenden Kreatursich entziehen, um sie sogar so führen zu

können, daß sie unter dieser ihr Innerstes bestimmenden Führung sich am vollkommensten selber führt und entwickelt. Die höchste Scheidung und Unterscheidung bedingthier zugleich die tief innerste wirksame Gegenwart Gottes, da das Sein, das Gott selbst gibt, das Innerste der Kreatur ist und sie gerade durch dieses Sein auch ein selbsttätig über sich hinauswirkendes Organ im göttlichen Weltenplane werden konnte. So aufgefaßt war in dem gestalt-schöpferisch hochgespannten Wurzelstamme: die „Leiblichkeit“, d. h. die Verleiblichung des Geistes, „das Ende der Wege Gottes“ im Laufe der natürlichen Entwicklung*).

Wie wenig die Entwicklung als Selbstüberschreitungsprozeß des Lebens sich allein aus sich selbst erklärt, das läßt sich am besten an der geistigen Entwicklung klarmachen, wenn wir wieder auf das Wesen des Erkenntnisaktes uns besinnen. Unser sehbedürftiges Geistesauge bedarf des enthüllungsmächtigen Lichtes des tätigen Verstandes, der unter werkzeuglicher Beteiligung des Sinnesbildes den Wesensbegriff wie ein Röntgenbild in ihm aufleuchten läßt, damit es nun wirklich sieht. Menschliche Erkenntnistätigkeit ist also ihr eigener enthüllungsmächtiger Lehrer nur insofern, als sie zugleich Schüler der erscheinenden Wirklichkeit ist. Wer aber ist der Unabhängige über beiden, der die Wirklichkeit befähigt, ihre idealen Gehalte dem Menschen bildhaft zu übermitteln, und dem menschlichen Verstand die Energie gibt, sie offenbar zu machen? Es kann nur Derjenige sein, in dem die radikale Offenbarungsmacht jenes für uns unzugänglichen Erkenntnislichtes wohnt, das nicht mehr als Schüler eines andern, sondern rein durch sich selbst erkennt, das, wie schon Aristoteles sagt, das „Denken des Denkens selber“ ist. Das wandelbare menschliche Erkennen enthält zwar seinen nächsten, nicht aber seinen höchsten und letzten Grund in sich selber. Es vermag von Stufe zu Stufe sich nur dadurch selbst zu überschreiten und zu immer höheren Integrationsformen sich zu erheben, weil ihm jenes streng von ihm geschiedene und unterschiedene, nämlich das schlechthin enthüllungsmächtige Licht (der intellectus universaliter agens) immer schon voran waltet. Die bis zur Wurzel vordringende Scheidung und Unterscheidung bedingt auch hier die frucht-

*) Auch nach dem hl. Thomas kann solche Auffassung in keiner Weise dem Ursächlichkeitsgrundsatz widersprechen. „Besteht nämlich“, sagt Thomas, „eine Ordnung in den Ursachen, so hindert nichts, daß die Kraft der höheren leitenden Ursache die letzte vollendete Form gibt, während die Kraft der niedrigeren nur bis dahin reicht, daß sie den Stoff vorbereitet.“ (S. th. I 9 118 art 3.)

bare Vereinigung der beiden Pole. Der erhabene christliche Gottesbegriff, der das innerste Einwohnen Gottes in der Kreatur mit der höchsten Unterschiedenheit von ihr verbindet, ist auch die letzte Grundlage des Entwicklungsgedankens, auf organischem sowohl als auf geistigem Gebiete. Der Entwicklungsgedanke, das größte und tiefste Resultat des neuzeitlichen Nachdenkens über die Natur, widerstreitet ihm nicht, sondern er bestätigt ihn nur um so großartiger.

Die Entwicklungslehre wird aber auch weiterhin, wenn sie durch die Erforschung der Werdepläne in der Natur geistig vertieft wird, die Offenbarerin der wahren Urgesetze des Lebendigen, die gleichnishaft weit über sich hinausweisen. Dem deutschen Geiste, der mehr nach den schöpferischen Prinzipien des Lebens als nach dessen Fortschrittsprinzipien fragt, muß es in besonderer Weise zugeeignet werden, das Leben als einen den toten Punkt überwindenden unaufhörlichen Selbstüberschreitungsprozeß erkannt zu haben. Die Frage: geht wirklich das Leben aus seinem tiefsten Wesen heraus notwendig dem Tode entgegen, hat Schelling grundsätzlich verneint. „Daß alle organischen Wesen“, sagt er, „der Auflösung entgegengehen, kann durchaus als keine ursprüngliche Notwendigkeit erscheinen; das Band der Kräfte, welche das Leben ausmachen, konnte seiner Natur nach ebenso wohl unauflöslich sein.“ Es ist es tatsächlich in jenem organischen Wurzelstamme der Schöpfung, der in seiner gestaltschöpferischen Hochspannung zum Werkzeug der Menschwerdung erhoben wurde. Den gestalthaften Werdeplan dieses Wurzelstammes hat zuerst ein deutscher Mathematiker, Karl Snell, mit großer Schärfe gesehen, nachdem zuvor schon die Typenlehre Goethes und der romantischen Naturphilosophen die Frage nach den idealen Werdeplänen in der Natur mächtig angeregt hatte. Daqué, Karl Beurlen u. a. haben die Snellsche Lehre in der paläontologischen Typenforschung weitergeführt und streng wissenschaftlich untergründet.

V.

Wenn wir den Werdeplan der organischen Formen auf der Linie ihrer gestaltschöpferischen Hochspannung, nämlich zum Menschen hin verfolgen, so zeigt sich, daß das Leben die Todesdrohungen, die Sackgassen seiner Entwicklung (wo es nicht mehr weiter und nicht mehr höher hinaufgeht) dadurch überwindet, daß es in der Koppelung seiner beiden Urtendenzen: der im Typus zentrierten Überhöhungstendenz einerseits und der einseitig fortschreitenden Umwelt-

spezialisierung andererseits, die letztere so weitgehend wie nur möglich zurückdrängt, also dem sich selbst überschreitenden Typus die Führung übergibt. Stellt man die führende Tendenz als aufsteigenden und die Anpassungstendenz als absteigenden Wellenast dar und überkreuzt beide, so ergibt sich, falls beide Pole sich noch nicht zugunsten extremer Anpassung ausgeglichen haben, immer noch die Möglichkeit einer schöpferischen Selbstüberschreitung, die durch das in der Mitte aufsteigende Geilensche Folgesymbol dargestellt wird, das dem Überkreuzungspunkt entspringt:



Dieses Symbol schließt das Gesetz der Überwindbarkeit der Todesdrohung in sich ein, das Fritz Klein folgendermaßen formuliert hat: „Von Hause aus ist das Organisatorische als Träger des Organischen gedacht, wird aber immer am Ende Selbstzweck und frißt das Organische solange auf, bis wir eine organische Totalität im gesamten Lebensstil haben, die sich nicht mehr auf-fressen läßt.“ Zu diesem Lebensstile, auf den schon die Natur uns hinweist, kann sich der Mensch bewußt und in Freiheit immer wieder erheben, wenn er die beiden Urtendenzen des Lebens: die im Urbild zentrierte Ursprünglichkeitshaltung und die materielle Zweckmäßigkeitshaltung in ihrem fruchtbaren Selbstüberschreitungspunkte zu vereinigen versteht.

Um das Wesen dieses springenden Punktes noch tiefer zu erfassen, ist es nötig, die sich in ihm zur Selbstüberschreitung verbindenden Pole von Stufe zu Stufe noch etwas schärfer zu charakterisieren. Wir beginnen mit der untersten Stufe. Das sich gegen die Selbstüberschreitung grundsätzlich verschließende Sein ist nur der tote Stoff. Der Stoff geht erst aus sich heraus, offenbart seine höchsten chemischen und physikalischen Talente, wenn er durch Vereinigung mit dem Lebensprinzip belebter Stoff, wenn er Plasma wird. Durch die Vereinigung beider Pole, des formungs- und assimilierungsbedürftigen und des formungs- und assimilierungsmächtigen, steigt im Springquell des organischen Werdens die sich selbst überschreitende organische Form auf. Die plasmatische Hochspannung liegt im befruchteten Ei. Darum muß die Pflanze, wenn sie ihr individuelles Leben im Leben der Gattung fortsetzen will, nach der Individualisierung des Sprosses mit seinen grünen oft mannigfach geformten Laubblättern immer wieder in diese plasmatische Hochspannung zurückkehren, die Individualisierungstendenz muß in die Fortpflanzungstendenz umschlagen.

Hier setzt nun der geniale Gedanke Kiehlmeyers zur Zeit der deutschen Romantik ein. Beide erwähnte Tendenzen der Pflanze stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander. Nimmt man bei einer Resede die jungen Blütenknöschen andauernd weg, so wird die Individualisierungstendenz enthemmt, die krautige Pflanze wächst zu einem mehrjährigen Bäumchen heran. Läßt man umgekehrt z. B. an einem Schneebeerenstrauch die Blütenknöschen stehen und steigert künstlich die Sprossungstendenz, indem man den Strauch im Frühling seiner Blätter beraubt, so ergreift die Tendenz zur Laubblattbildung sogar die Blütenknöschen, unterdrückt die Fortpflanzungstendenz, und die Blüten „vergrünen“. Je nachdem die Blüten spiral um die Hauptachse sitzen und diese nach oben verlängerungsfähig bleibt oder eine Blüte als Endblüte die Hauptachse nach oben schließt, gibt es zwei Baustile bei den Pflanzen. Der eine, der Höhenstil, ist in der Regel mit fiedernervigen oder gefiederten Blättern verbunden, der andere, der Breitenstil, bei dem die Blüte in ihre den Sproß endgültig abschließende Stellung hinaufrückt, zeigt in der Regel handnervige oder handförmig geteilte Blätter. Er ist aus dem Höhenstil wahrscheinlich durch die hemmende Wirkung der Blüte, die sich in der Unterdrückung von Zwischengliedern (Internodien) äußerte, hervorgegangen. Wir sehen, wie moderne Forschungsergebnisse aus dem polaren Werdemodell der Pflanze alle möglichen Pflanzen ableiten lassen. Der Traum Goethes und der Romantik beginnt sich zu erfüllen.

Mehr noch als bei der Pflanze der assimilierte vom assimilationsbedürftigen Stoff, scheidet sich in der Sinneswahrnehmung des Tieres die Wahrnehmung vom Wahrgenommenen. Die in der sinnlichen Intuition erfaßten Eigenschaften sind nicht wie die vom Protoplasma in sich aufgenommenen Eigenschaften der assimilierten Stoffe selber physisch-körperlich in ihr enthalten, sondern nach Analogie des Bildes, das auf den Gegenstand „hinweist“, den es darstellt. Die Scheidung der beiden Pole führt also hier zu einer Vereinigung mit dem Gegenstande, ohne ihn selbst dabei zu verändern, was bei der körperlichen Vereinigung durch Assimilation noch unmöglich war. Aber noch ist die durch die gesteigerte Scheidung bedingte Einigung der Pole nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt. Das Tier „beurteilt“ die sinnlichen Wahrnehmungen rein als „Umweltspezialist“. Ein Affe z. B. benutzt ein gerades Drahtstück als „Stock“ oder Gerte zum Heranholen der Frucht, weil die Formqualität dieses Werkzeuges auch in seiner natürlichen Umwelt die gleiche instinktiv erfaßte „Bedeutung“ für ihn hat. Aber er erfaßt nicht den Wesensbegriff des Drahtes als eines beliebig biegbaren Instrumentes und weiß darum mit einem kreisförmig gebogenen Draht zunächst nichts anzufangen.

werden des geistigen Poles beim Menschen ist daher auch nicht als Einbruch einer lebensfeindlichen Macht an sich, als eigentlicher „Sündenfall“ des Lebens zu bezeichnen, sondern nach den Polaritätsgesetzen des Lebens ist die neue Scheidung und Unterscheidung nur die Bedingung einer immer wieder zu erstrebenden neuen schöpferischen Höhenlage, wo beide Pole, die erblich bedingte Sinneseinstellung und natürliche Instinktsicherheit einerseits und die geistige Erkenntnis andererseits, in einem funktionellen goldenen Schnitte sich begegnen. Selbstverständlich hat diese Koppelung des Erkenntnisraumes mit dem Sinnes- und Erlebnisraum des Menschen — wenn sie nicht eine unfreie und die wahre Erkenntnis beeinträchtigende sein soll — auch das vollste Bewußtsein der wesentlichen Geschiedenheit und Unterschiedenheit der beiden Räume zur Voraussetzung. Ja, je mehr dieses Unterschiedenheitsbewußtsein gesteigert ist, desto mehr wird — in analogischer Fortführung des Polaritätsgesetzes — der menschlichen Erkenntnis auch die Reichweite ihrer Selbstüberschreitung in das ewige und zeitlos Gültige im Vergleich zu dem tierischen Erkennen in das Blickfeld treten. Ihre Urteile bleiben ja nicht am Äußerlichen und bloß Tatsächlichen haften, wie bei einem Geschmacksurteil über Rheinwein oder Burgunder, sondern beziehen sich auf die innere Begründung der Erscheinungen aus dem ihnen zugrunde liegenden Plan, auf die wahre zeitlos geltende Wesensordnung, die sich in ihnen darstellt. Was Goethe in Gegensatz zu Linné an der Pflanze interessiert, sind darum auch nicht die Tatsachen, die sie für eine künstliche Einteilung der Formen darbietet, sondern er will den im pflanzlichen Gestaltwandel sich auswirkenden Werdeplan finden, der, wenn man ihn einmal durch Vergleich erschaut hat, erlaubt, alle unendlichen Abwandlungen pflanzlicher Formgestaltung zu verstehen. Das Vermittelnde bei diesem Verstehen ist die urbildsinnliche Darstellung der Pflanze, die Urpflanze.

Wie bei Goethe die Fühlungnahme mit den Plänen der Natur durch sein Formenerlebnis vermittelt wird, so bei Kepler durch das Klangerlebnis. Kepler stellt fest, wie die Planeten durch alle melodischen Intervalle, die der Mensch in seiner Musik verwendet, stetig hindurchgehen. Im Hörsinn geht die Erfassung der harmonischen Zahlenverhältnisse gewissermaßen dunkel ohne vernunftgemäße Erwägung vor sich. Der Hörsinn, die für die Harmonien empfänglichen Seelen, sind den geometrischen Proportionen schon normgebend vorgeordnet, und Gott selbst, die ewige Harmonie, hat sie den Seelen und Naturkörpern eingefloßt. Heute ist in Hans Kaysers bahnbrechendem Buche: „Der hörende Mensch“ die harmonikale Naturforschung wieder erwacht. Der Geist der Pythagoräer steht gewaltig in ihr auf. Allein schon der Umstand, daß so tief sinnige Denker wie Plato, Augustinus, Nikolaus Cusanus, Kepler u. a. den Pythagoreismus hochhielten, hätte

uns gegen das übliche verwerfende Urteil skeptisch stimmen müssen. Aber die bisherige Naturwissenschaft hatte den Wahrnehmungsraum des Ohres rein im Sinne der physikalischen Akustik der Errechenbarkeit unterworfen und an Hand wertfreier Kausalverknüpfungen jeder instinktiv-sinnlichen Bewertung der Töne den Boden entzogen. Die Absolutsetzung der wertfreien Errechenbarmachung der Sinnesdaten auf der ganzen Linie der Naturforschung mußte schließlich zu einer so weitgehenden Entzweiung von Erlebnis- und Erkenntnisraum führen, daß die exzentrische Todeszone solcher erkenntnistheoretischen Einstellung offenbar werden mußte. In sich selbst trug diese erlebnisfremde Errechenbarmachung der Natur zum Zwecke ihrer Beherrschung und Ausbeutung ja gar kein inneres Maß und keine Begrenzung mehr und mußte ihr gerade wegen des Mangels jeder höheren in der Natur selbst grundgelegten Wertsicht die Führung der Natur völlig entgleiten. In die harmonikale Sprache übersetzt, heißt das nach Kayser: „Die Auflösung der Naturgesetze in Funktionsformeln und dynamische Beziehungen, die Quantelung der Materie in Kräfteeinheiten, der ungeheure Expansionsdrang von Technik und Wirtschaft, das Wesen der Forschung an sich, die Überwindung von Raum und Zeit, Geld und Machtpolitik, Tempo und moderne Sachlichkeit, alles geladen mit Energie und Willensimpulsen, jeder einzelne Mensch sofort bereit, um des Geldes, des Berufes, einer Idee, einer Utopie willen den Himmel zu stürmen — dies alles ist für den, der sich tiefer mit den Tongesetzlichkeiten vertraut gemacht hat, Musik, Musik allerdings in ihrer fessellosesten, ungebändigsten, nur haptisch-begrifflich explodierenden Form. Wir lebten mitten in einer Tonzertrümmerung, in einer milliardenfachen Aufspaltung des Elementes Ton, wobei seine einzelnen Bestandteile ihren siegessicheren verderbenbringenden Amoklauf vollbringen. Auch diese Atomzertrümmerung — um den verständlicheren Parallelausdruck zu gebrauchen — folgt irgendwelchen geschichtlichen Notwendigkeiten; vor allem wurde durch sie die quantitativ-haptisch-begriffliche Entwicklung in ihrer grandiosen Einseitigkeit erst möglich. Aber gerade die innere Charakteristik unserer heutigen Zivilisation zeigt die wahre Herkunft ihrer treibenden Kräfte, es ist, als ob der Dämon des Musikalischen, seelisch und geistig gefesselt, unterjocht, ein mutwilliges bösaartiges Spiel mit den physischen Kräften dieser Welt, mit dem haptischen Begriffsapparat treibe.“

Der tiefere Grund dieser exzentrischen Todeszone, in die wir hineingeraten waren, ist aus dem Polaritätsgesetz des Lebens ohne weiteres einsichtig. Das Leben kann die beiden Pole, den geistigen Erkenntnisraum und seinen natürlichen Resonanzboden, den Erlebnisraum, nur scheiden, um sie auf einem neuen Selbstüberschreitungspunkte der Erkenntnis zu vereinigen. Man kann sich dieses Polaritätsgesetz gestalthaft auch durch das sogenannte

Henningsche Korrespondenzverfahren veranschaulichen. Die alte Polaritätsauffassung war nach Henning diagonal $\longrightarrow \longleftarrow$ und antidiagonal $\longleftarrow \longrightarrow$, kann also nicht zur Vereinigung der beiden Pole führen. Die neue Polaritätsauffassung geht gestalthaft von den beiden Funktionselementen des Kreises aus, dem Radius, als der ausstrahlenden ihre Endpunkte voneinander trennenden Geraden und der Peripherie als dem verbindenden, umschließenden Funktionselement:



Wie beide gegensätzlichen Elemente zur Vereinigung streben, läßt sich am besten, wie ich in dem Buch: „Deutsche Naturanschauung als Deutung des Lebendigen“*) ausgeführt habe, am Funkeninduktor zeigen: „Wenn im Funkeninduktor zwei Spitzen gegenüberstehen (als Endigungen der sekundären Spule), würden die Entladungen oszillierend (hin- und herschwingend) vor sich gehen. Es besteht relative Indifferenz der Richtung. Will man diese Indifferenz differenzieren, d. h. eine bestimmte Entladungsrichtung zur Auswirkung kommen lassen, so muß man dem einen Pol die fremdzentrale, radiäre Gestalt-richtung lassen, dem andern eine eigenzentrale periphere Form geben, die dem Ausstrahlen keinen Ausweg bietet, aber umgekehrt der ausströmenden Kraft des andern den empfängnisbereiten Boden bietet.

Die Verbindung von Form und Funktion, wie sie in diesem einfachen Modell uns entgegentritt, regt die Frage der Entsprechungen in den verschiedensten Wirklichkeitsstufen an. Der Radius, in seiner distanzierend fremdzentralen Funktion, tritt der einhüllenden eigenzentralen Peripherie, der asthenische Körperbau dem pyknischen Körperbau, der distanzierenden Abstraktion die Föhlung suchende Intuition, der Aktivität die Empfänglichkeit, dem Schizoiden der Zykloide, dem männlichen der weibliche Erlebnistyp gegenüber. Das Zusammenwirken beider Funktionen erst, der radiär distanzierenden und der zusammenhaltenden umhüllenden, zeigt uns auch, wie Krannhals treffend bemerkt, daß jede statische Einzelercheinung letzten Endes nur ein vorübergehender Zustand der sich selbst bindenden Energie ist, mag diese sich als elektrische Urenergie oder als Lebensenergie

*) Verlag R. Oldenbourg, München 1935.

verkünden . . . Die Chemie resp. die Atomphysik z. B. hat die Schutzwirkung der Elektronenhülle, die besonders bei den kompliziertesten Elementen deutlich zutage tritt, durchaus einwandfrei nachgewiesen. Da hier der Atomkern aus gleichsinnig elektrisch geladenen Wasserstoffkernen zusammengesetzt ist, gleichnamige Elektrizitäten aber das Bestreben haben, sich abzustößen, verhindern die Elektronen in ihrem rastlosen Kreisen dieses Auseinanderstreben . . . Wir sehen hier schon auf der untersten Stufe, wie die beiden Urfunktionen, die radiär fortstrebende und die peripherisch einende Funktion, immer verbunden sein müssen, wenn ein bewegliches Gleichgewicht bestehen soll. Heute wissen wir, daß auch im Organischen niemals eine absolute Männlichkeit oder absolute Weiblichkeit in einem Individuum bestehen kann, sondern daß dem jeweils bestimmenden Geschlechtshormon eine entsprechende Dosis des andersgeschlechtlichen zugegeben sein muß, damit die körperliche und seelische Harmonie nicht gestört wird.“

Man muß sich den Sinn des Henningschen Polaritätssymbols einmal in seiner ganzen Tragweite vergegenwärtigen. Es zeigt das Gesetz der Überwindbarkeit der Todesdrohung in einer wiederum ganz neuartigen Ausdeutung. Der abstrakt scheidende und unterscheidende, trennende und analysierende Verstand ist das männliche Prinzip. In der Ordnungskraft des Bildes, welches das Geschiedene wieder zur Vereinigung drängt, liegt das mit der Wirklichkeit Fühlung suchende weibliche Funktionselement. Beide zusammen schließen erst den Funktionskreis des Lebens. Die beiden grundlegenden Bilder nun, die uns eine über den teilhaften Gesichtspunkt hinausgehende Fühlungnahme mit der Wirklichkeit im Sinne der Gesamterkenntnis vermitteln, sind:

1. der polar in sich selber zurückschwingende und schöpferisch über sich hinausreichende Lebenskreis und

2. dessen besondere Symbolisierung in der zwischen Wurzel und Wipfel polar sich erneuernden Baumgestalt.

Das Bild des schöpferisch über sich hinausschwingenden Lebenskreises tritt uns zunächst, wie wir schon im ersten Kapitel gezeigt haben, in der bunten Lebensgemeinschaft in der Natur entgegen. Rein ökologisch stellt sie sich uns in der steten polaren Spannung zwischen Kampf ums Dasein und Hilfe im Dasein dar. Ihre ewige Aufgabe ist, diese beiden Funktionselemente zum schöpferischen Selbstüberschreitungspunkt zu vereinigen. Das Problem dieses schöpferischen Punktes muß sich dann aber auch fruchtbar für eine möglichst günstige Gestaltung der künstlichen Lebensgemeinschaften erweisen, es muß — folgerichtig angewandt — dazu führen, durch Angleichung z. B. der Gärten an die Buntheit der natürlichen Lebensgemeinschaft, die künstliche Schäd-

lingsbekämpfung durch die natürliche zu ersetzen und die einseitig künstliche Düngung des Bodens durch seine natürliche Bereicherung. Was die Baumgemeinschaften angeht, so benutzt man besonders gern die Birke als Zwischenpflanze. Man sagt, die Birke treibe die Kiefer hoch. Auch von der Lärche gibt Schomerus an, „daß sie, für sich allein gepflanzt, schlechter gedeiht und leichter krank wird, als wenn sie unter anderen Gehölzen oder als Randpflanzung zusammen mit anderen Gehölzen wächst“. Schomerus macht auch auf die biologische Schädlingsbekämpfung in Obstgärten durch Umzäunung mit hohen Hecken, Weißdorn, Hainbuchen und anderen Gebüschern aufmerksam. Sehr oft wurde die Hecke kahlgefressen, aber die Obstbäume blieben verschont. Er empfiehlt, daß auch für den Gartenorganismus als Ganzes der Tierbestand, Baum, Strauch, Wildstrauch mit gemischtem Pflanzenanbau die Wesensglieder bilden sollen.

In der kulturellen Ebene bietet den ursprünglichsten schöpferischen Lebenskreis im Zusammenwirken von Mensch und Natur das Bauerntum dar. „Es gelang dem Bauern die grundlegende Leistung, Pflanzenarten wie das Korn, wie Obstbäume, wie das Gemüse, und Tierarten wie Pferd und Rind, Schafe und Ziege, Tauben und Hühner durch eine ungeheuerliche Erweiterung in den Grenzsetzungen der Familie und der Mutterschaftlichkeit kurzerhand in seine genetokratische (werdeplanmäßige) Hut zu nehmen, so daß er von nun an als Züchter, Erzieher und Hüter nicht nur für seine Kinder, sondern für die Gesamtheit der Pflanzen und Tiere die Verantwortung trägt, in deren Kreislauf künftig sein genetokratisch (werdeplanmäßig) bäuerliches Dasein sich vollzieht. (Entscheidender Begriff auch der Adoption. Turel.) Die ordnende Polarität aber, die der bäuerlichen Arbeit zugrunde liegt, geht auf das Weltbild des Augenscheins zurück, wie es im Oben und Unten, im scheinbaren Sonnenlauf, im Wechselspiel zwischen Himmel und Erde sich darstellt. „Die Sonne und ich“, sagt Andreas Gradherz. „Seite an Seite haben wir geschafft und der Erfolg unserer Arbeit bekümmert uns nicht. Die meine ist getan. Ich verband mich der Notwendigkeit.“ Und diese Verbundenheit mit dem naiven Weltbild gibt Andreas Gradherz auch im Religiösen die Polruhe absoluter Zuversichtlichkeit: „Und der ewige Ackersmann treibt dort den Wagen, und seine Augen ruhen auf einem unbeweglichen Stern, so wie die unseren auf dem grünen Zweig, dem Ziel unserer Pflugspur.“

Das zweite ordnende Bild für eine mit der Wirklichkeit Fühlung suchende Gesamterkenntnis ist der Baum. Die heutige Biologie hat im Baum einen wunderbar durch sich selbst zu sich zurückkehrenden Kreislauf zwischen seinen beiden Polen festgestellt. Wenn im Frühjahr das Sonnenlicht die jungen Knospen trifft, brechen sie auf und die jungen Blättchen entfalten sich. Aber zu ihrer ausreichenden Versorgung mit Wasser und Nähr-

salzen brauchen sie neue Leitungsbahnen und Wurzeln. Und nun senden die jungen Knospen Reizstoffe, chemische Sendeboten, nach unten, die sowohl die Gefäßbildung wie auch — nach neuester Bestätigung — die Wurzelbildung anregen. Aus den Wurzeln und neu gebildeten Wasserleitungsröhren strömt dann das nährnde Naß wieder rückläufig nach oben und versorgt die dem Licht zuwachsenden Sprosse. Wipfelaufwärts und wurzelabwärts wächst auch die Menschenwelt nach dem Zeugnis ihrer ältesten Weistümer. Jede Entwurzelung rächt sich an der Krone, und wenn von der Krone nicht den Wurzeln zum Weiterwachsen der Anreiz gegeben wird, dann verdorrt sie selbst. Das rationalistische bildfremde Denken hat diese Polarität aufzulösen versucht und versucht es immer wieder. Die Kollektivierung der russischen Bauern, ihre Entwurzelung aus der bäuerlichen Familienwirtschaft durch die Einrichtung großer Staatsgüter sowie deren Technisierung führte zwangsläufig zu einer Vernachlässigung der Viehwirtschaft gegenüber der Getreidewirtschaft. Infolge der besonders günstigen Bodenverhältnisse mag das auf längere Sicht gehen, aber schließlich wird der Bedarf natürlichen Düngers die Notwendigkeit eines Neuaufbaues der Viehwirtschaft, die an die Verantwortlichkeit des Familienbetriebes gebunden ist, unaufschiebbar machen. Man kann nach dem Polaritätsgesetz von Wurzel und Krone ganz allgemein sagen, daß nur der familien-, volks- und raumgebundene Mensch auch in der Wirtschaft sittlich rein bleibt und die Erde, die er bewohnt, ihrem Wesen entsprechend — also ohne sie zu vergewaltigen — auszuwerten vermag. Der Verkehr nach außen kann die bodenständigen Vorgänge nur ergänzen.

Nach ähnlichen lebensgesetzlichen Gesichtspunkten muß auch die Polarität von Stadt und Land betrachtet werden. Der Wipfel muß auch hier der Wurzel die zum Wachstum anregenden Hormone zuführen, wenn er nicht selbst zugrunde gehen soll. Den gegenläufigen Prozeß zeigt aber fast jede kulturelle Rationalisierung, aus welcher die Ordnungskräfte der Urbilder des Lebendigen geschwunden sind. In dem Maße, als die heimische landwirtschaftliche Produktion durch Auslandsware ersetzt wird, sei es in Form von Kriegstributen, wie im alten Rom, sei es im Austausch gegen Exportware, kommt die heimische Landwirtschaft in Bedrängnis, die Abwanderung nach den Städten, die „Landflucht“, vergrößert sich. „In den großen Städten“, sagt Erwin Baur, „setzt rasch eine ganz bewußte Kleinhaltung der Kinderzahl ein, so daß schon sehr bald die Stadtbevölkerung nicht mehr so viel Kinder erzeugt, wie nötig sind, um die Volkszahl auch nur zu erhalten. Die Städte wachsen ausschließlich infolge der Zuwanderung vom Lande. Bald schon genügt auch die auf dem Lande immer noch etwas größere Geburtenhäufigkeit nicht mehr, um den Ausfall an Geburten in den Städten auszugleichen, und

infolgedessen nimmt die Volkszahl im ganzen ab. Zu diesem einen Prozeß gesellt sich noch ein zweiter. Es sind von vornherein nicht die schlecht veranlagten, sondern die überdurchschnittlich veranlagten Menschen, die in die Städte abwandern und die dann auch in der städtischen Bevölkerung sozial aufsteigen. Diese strebsamen Familien zeigen aber gerade eine besonders starke Einschränkung der Kinderzahl und sterben rasch aus. Die Städte wirken also wie Fallen, welche dauernd die besten Menschen einfangen und an der genügenden Fortpflanzung verhindern. Ein derartiger Prozeß muß unter allen Umständen zu einer schweren Degeneration des Volkes führen und hat auch tatsächlich bisher immer diesen Erfolg gehabt. Im Altertum, z. B. im alten Rom, kam noch hinzu, daß in die menschenleer gewordenen Landstriche und in die später ebenfalls langsam verödenen Städte große Massen von fremden Volksbestandteilen als Sklaven oder in irgendeiner anderen Form einwanderten und allmählich die alte Rasse verdrängten. Schon zu Ende der Kaiserzeit bestand bestimmt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung Italiens, und vor allen Dingen der großen Städte, aus der alten Rasse und war ersetzt durch Volksbestandteile asiatischer, osteuropäischer und afrikanischer Herkunft.“ Damit kommen wir erst auf den eigentlichen Punkt der Entwurzelung. Wurzel im Volkskörper ist der rassisch-differenzierte Erbstock im physischen Sinne, zum Licht geöffnete Krone ist das Geistesleben. Beide finden sich fruchtbar nur dann zusammen, wenn Erlebnis- und Erkenntnisraum im Seelischen miteinander sich koppeln und das Volk den gottgewollten Aufgaben aus seiner natürlichen Eigenart heraus gerecht wird. Es kann nicht im Sinne des Lebensgesetzes liegen, entzweiende Rassenkreuzungen anzustreben, die den seelischen Selbstüberschreitungspunkt beider Pole so aufspalten, daß die schöpferische Einheit des Lebenskreises zerstört wird oder der geistige Pol von seinem natürlichen Wurzelpol sich isolieren muß. Wahllose Rassenkreuzung müßte geradezu zu einer Zerstreuung aller Erbenergien, zur Entropie des Lebens, statt zu einer Ektropie führen. Wenn wir heute eine Gefährdung der rassischen Substanz unseres Volkes im Zurückgehen der nordischen Erbwerte sehen und diesen Pol zu fördern bestrebt sind, so liegt dies durchaus in der Linie der Ektropie, der schöpferischen Polspannungen des Lebens. Aus der Gipfel-Wurzelpolarität ergeben sich die gleichen Verpflichtungen auch hinsichtlich der Gesunderhaltung und der Förderung des Erbstromes.

„Kein Leben“, sagt der Rembrandtdeutsche, „besteht ohne andauernde innere Wechselbeziehung organischer Kraftquellen untereinander, ohne Polarität. Polarität ist immer das Prinzip des Quellenden, Kreisenden, in sich Zurückkehrenden. Heute muß sie erst neu wieder theoretisch hergestellt und dann praktisch ge-

leistet werden.“ Theoretisch ganz neu hergestellt — und zwar in Anlehnung an das fruchtbare Korrespondenzprinzip Hennings — hat sie unter den Gegenwartsdenkern Fritz Klein*). Der Kreis mit den beiden Funktionselementen des trennenden, seine Endpunkte auseinandertreibenden Radius und der Peripherie als dem verbindenden, das Geschiedene wieder vereinigenden Prinzip läßt aus dem gestaltungsbedürftigen Materialgrund und dem gestaltungsmächtigen Organisationsfeld erst die echten urpolaren Erscheinungsformen aus sich hervorgehen, welche zur Totalität, zu dem beide überhöhenden Dritten führen: „Trinitas reducit dualitatem ad unitatem.“ Der Zugang zur Totalität wird also hier nicht durch einen abstrakten Begriff, sondern durch das Bild vermittelt, das in jeder Seinssphäre seine besondere immer höher gestaffelte Bedeutung gewinnt und eine besondere ordnende Kraft zu entfalten vermag. Es gibt den einzigen, den allein fruchtbaren Leitfaden in der analogia entis an die Hand und setzt an Stelle des auf die Identität sich gründenden Gleichungsdenkens das Gleichnisdenken wieder in sein Recht. Dieses Gleichnisdenken gibt auch dem Gesetz von der Überwindbarkeit der Todesdrohung eine neue methodische Fruchtbarkeit, weil es den den Gegensatz einenden Selbstüberschreitungspunkt des Lebens uns schärfer fixieren und nicht mehr in einer intellektualistischen Päderastie — wie bisher — verharren läßt. Das Christentum aber gibt für das Henningsche Symbol erst den geheimnisvoll tragenden göttlichen Grund an. In der Trinität entspricht dem zur Gegenüberstellung drängenden distanzierenden Radius der vom Vater als Person gezeugte Logos, der Peripherie die vom Vater und Sohn als Person ausgehende Liebe, der creator spiritus, der den innergöttlichen Lebenskreis schließt. In Verbindung mit dem heute streng wissenschaftlich begründbaren Selbstüberschreitungsgesetz des Lebens können wir sagen, daß die tiefsten im Leben notwendig vorgefundenen Wahrheiten hinsichtlich der Überwindung der Todesdrohung im Dreifaltigkeitsdogma ihren göttlich verbürgten Grund finden.

VI.

Bisher haben wir an dem Leitfaden der Analogie das Selbstüberschreitungsgesetz des Lebens durch alle irdischen Seinsstufen hindurch verfolgt. Mit der ihm zugrunde liegenden, überaus leuchtkräftigen Polaritätstheorie ist aber zugleich auch ein für

*) Vergl. sein Buch „Bios und Logos“, Witten 1929.

das bürgerliche Zweckdenken höchst dunkles irrationales Moment verbunden. Nicht umsonst wurde der Polaritätsphilosoph der Antike, Heraklit, der Dunkle genannt. Dem menschlichen Zweckdenken, das auf Sicherung bedacht ist, ist das schöpferische Prinzip des Lebens in gewisser Hinsicht ein Ärgernis. Denn dieses schöpferische Prinzip ist auf eine Art *Wagnis* gestellt. Nicht in aktiver sklavischer Anpassung, wie Lamarck, oder als zufällige Nützlichkeitswürfe oder Glückswürfe, wie Darwin meinte, sondern als wagnisvolle Neuschöpfungen werden die immer höheren Umspannungseinheiten des Lebens ins Dasein gesetzt. „Die Art des Aufstieges der Organismen“, sagt *Braus*, „ist nur analog dem Psychischen im Menschen zu begreifen. Man hat lange verkannt, daß Bakterien in ihrer Unkompliziertheit weit mehr Aussicht haben, am Leben zu bleiben und nicht auszusterben, als kompliziert gebaute Organismen. Wenn die organischen Lebewesen, anstatt im bisherigen Zustand nach Nützlichkeitszwecken zu beharren, nach Variation und Vervollkommnung drängen, so wird jeder Schritt trotz der darin steckenden Gefahren gewahrt. Wie das Geistige plötzliche Evolutionen macht — man denke an die Entstehung der Philosophie im Altertum und an die damalige explosive Anwendung aller geistigen Möglichkeiten, von der wir heute noch zehren —, so auch das Organisch-Körperliche. Unter größten Gefahren und Opfern für die Art werden einige vorgetrieben und wird der Wurf nach höherer Organisation und Leistungsfähigkeit gewahrt. Das Erfassen der günstigen Gelegenheit bei gegebenen Bedingungen ist wie bei Erfindungen das Geheimnis, welches die Neuschöpfungen im Organischen angibt.“ Im besonderen aber müssen wir auf jene gestaltschöpferische Hochspannung hinweisen, die unter möglicher Zurückdrängung aller exzessiven Sicherungen und Sonderanpassungen die Disposition zu jener kindlichen, biologisch hilflosesten Urform der Schöpfung ausgetragen hat, gleichsam im *Wagnis* „auf den Geist hin“. Dieser Ausdruck ist hier natürlich bildlich zu verstehen, da die Urform von Anfang an in diesem ganzen Prozeß Organ der Verwirklichung der göttlichen Idee war, die ganze Entwicklung also göttlich geführt wurde. Echtes *Wagnis* gibt es erst im Bereiche der menschlichen Freiheit.

Mit dem *Wagnis* ist aber zugleich das Leben auf die Bewährung gestellt. Der Mensch weiß, daß, vom rein menschlichen Zweckdenken aus gesehen, das Leben vielerlei zwecklichen Unbestimmtheiten oder Zufälligkeiten unterworfen ist, die — wenn z. B. ein Hagelschlag eine ganze Saat vernichtet — ihm oft grausam mitspielen können. Auch die Biologie bezeugt uns, daß jeder Organismus in solche zweckliche Unbestimmtheitsbeziehungen mit seiner Umwelt hineingesetzt ist, in eine gewisse Entzweiung mit ihr, welche bildlich den Ausdruck rechtfertigt, daß er auf seine Bewährung gestellt ist, daß er einen

Existenzkampf kämpfen muß. Dieser Kampf scheint — wie schon Heraklit ahnte — dem Leben tief wesensentsprechend zu sein. Auch Goethe hat dem symbolisch Ausdruck verliehen. Ein Geschöpf, sagte einmal Eckermann zu Goethe, ist dann am schönsten, wenn sein ihm eigentümlicher Charakter am reinsten ausgeprägt ist. Goethe aber weist ihm an der Eiche nach, daß man besser noch sagen würde, wenn es in diesem Charakter sich bewährt. „Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden, wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt ist, scheint der Eiche am günstigsten zu sein. Und dann will sie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts, aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, so daß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt.“ Wie tief der Deutsche von dem Bewährungsanspruch der Lebenswerte durchdrungen ist, zeigt die Nebeneinanderstellung zweier Aussprüche, von denen der eine von Mechthild von Magdeburg, der andere von Friedrich Nietzsche stammt.

Die mittelalterliche Mystikerin sagt:

„Niemand weiß, wie fest er steht, er werde denn zuvor gestoßen von der Prüfung. Niemand weiß, wie stark er sei, er werde denn zuvor von der Bosheit der Welt versucht. Niemand weiß, wie gut er sei auf Erden, bevor ihm mag ein gutes Ende werden.“

Friedrich Nietzsche sagt:

„Solchen Menschen, welche mich etwas angehen, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlung, Entwürdigung — ich wünsche, daß ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Überwundenen nicht unbekannt bleibt: ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das Einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht — daß er standhält.“

Während des Krieges hat Eberhard Dennert ein Büchlein geschrieben: „Not und Mangel als Faktoren der Entwicklung“, worin er das Bewährungsmoment als lebensförderndes Motiv in besonderer Weise in den Mittelpunkt stellt. Kulturgewächse, insbesondere auch Rosen, scheinen für Pilze ganz besonders anfällig zu sein, wenn sie zu gut ernährt sind. Was die sogenannten biologischen Heilmethoden angeht, so stellen dieselben den selbstregulatorischen Bewährungsakt des Organismus, d. h. die Betätigung seiner Eigenkräfte bei der Heilung ganz in den Vordergrund. Darin liegt wohl auch der berechtigte Kern der Homöopathie, die als Heilmittel solche Reize betrachtet, die ein dem vorliegenden Krankheitszustand ähnliches Erscheinungs-

bild hervorzurufen imstande sind, weil diese eine vom Organismus selbst gesteuerte Abwehr einleitet. Was die aktive Selbststeuerung der Fortpflanzung angeht, so ist die sogenannte Notblüte eine bekannte Erscheinung. Als in dem Jahr der Dürre von 1911 die Pflanzen unserer deutschen Heimat den Kampf um das lebensnotwendige Wasser und die Nährsalze des Bodens verzweifelt führten, da trat im feuchten frostfreien Dezember bis tief in den Januar 1912 hinein ein so kräftiges fröhliches Blühen auf, wie es in dieser Jahreszeit unglaublich erscheinen mußte.

Damit ist nun aber auch ein weiteres Moment hervorzuheben. Die Bewährung ist nicht ein leidenskräftiges Durchhalten oder ein aktives Sichdurchsetzen allein. Denn dann wäre das Moment des Sichdurchsetzens rein mechanisch — nach der Analogie von Druck und Gegendruck —, nicht aber organisch gedacht. Die Bewährung im eigentlichen Sinne ist mit den schöpferischen Selbstüberschreitungsakten des Lebens ja ganz unzertrennlich verbunden. Der Evangelist des Lebens, Johannes, vervollständigt das Beispiel von der Blüte und stellt die Praxis der schöpferischen Selbstüberschreitung des Lebens unter dem Bilde des sterbenden Samenkornes dar:

„Wenn das Weizenkorn nicht
In die Erde fällt und stirbt —
Ein einzelnes bleibt es.
Wenn es aber stirbt —
Reiche Früchte trägt es.
Wer da lieb hat sein Leben,
Muß es verlieren;
Und wer da haßt sein Leben in dieser Welt,
Für das ewige Leben wird er es bewahren.“

Johannes hat mit diesem Hinweis auf die tiefste Grundbedingung hingewiesen, welche die Selbstüberschreitung des Lebens erst faktisch ermöglicht, weil sie die Scheidung und Unterscheidung der Werte auch erst praktisch ermöglicht: auf das Opfer. Aber nur in dem Opfer, das bis auf den Grund geht und in der Auflösung aller Verdrängungs-, Verhärtungs- und Verstockungstendenzen menschlicher Überheblichkeit sich wirksam erweist, kann der Bauplan des neuen Herzens entstehen, das sich zum Göttlichen erhebt. Und im menschlichen Leben gibt es keinen erhabeneren Anlaß, die bis zur Wurzel vordringende Scheidung und Unterscheidung der Werte zu betätigen, als den Tod eines geliebten Mitmenschen. Vergnügungssucht, Geiz, Eitelkeit, Wollust, Überheblichkeit und alle Leidenschaften, die den Menschen wertblind und zum Sklaven seines Egoismus machen, müssen vor der Majestät des Todes schweigen. Das Merkwürdigste aber ist, daß, je mehr wir zu den ältesten geschichtlichen Spuren der Menschheit aufsteigen, die Spuren der Ehrfurcht, welche der Tod

einflößt, sich nur steigern. Ist nicht in dem Wurzelstamm menschlicher Weisheit eine über alle Natur hinausgehende Überzeugung von der vollen Überwindbarkeit des Todes wirksam gewesen — und zwar des Todes durch den Tod —, so läßt sich ein anderer Grund, der z. B. dem ägyptischen Volk seinen Ernst einprägte im Angesichte des Todes, wohl kaum ausfindig machen. Und dasselbe gilt von allen übrigen Völkern des Altertums, den Assyern, Babyloniern, Persern u. a. Nur weil der bestimmende — und sei es auch unbewußt bestimmende — Grund für die dem Tode geschuldete Verehrung ein über die Natur hinausliegender, ein übernatürlicher ist, erweist er sich offenbar überall als wirksam, ähnlich dem Sonnenlicht, das, weil es keine einseitig beschränkte Energiequelle ist, die ganze Natur zur Offenbarmachung aller ihrer Bewegungsvorgänge und ihrer gestaltschöpferischen Anlagen zu speisen und zu reizen vermag.

Damit wird nun auch das Kreuz, das Zeichen des mit dem Leben besiegelten Einsatzes für das Leben, zum Unterpand unserer eigentlichen Lebenshoffnung. „Die Natur neigt zum Opfer, weil ihr dadurch allein der Weg zu allem Guten eröffnet wird, der da bedingt die Loslösung vom einzelnen beschränkten Gute, trotzdem sie ihrem sinnlichen Teile nach dazu bestimmt ist, im sinnlichen beschränkten Gute ein tatsächliches Gut zu sehen. Aber die Natur findet in sich selber nicht den Grund für diese über sich selbst als eine in der Tatsächlichkeit beschränkte, hinausgehende Hinneigung. Der Glaube hat von Anfang an keinen Zweifel darüber gelassen, in welcher Weise diese allgemeine Hinneigung über die Natur hinaus begründet ist . . . Nach beiden Seiten hin ward die menschliche Natur vollendet, nicht beschränkt, sondern vollendet, d. h. der Unbestimmtheit entkleidet durch die rein freiwillige Offenbarung des höchsten Gutes. Durch die Worte: „Wenn ihr davon esset, so werdet ihr sterben“, ward gesagt, in welchem Falle die bloße Hinneigung der Natur zum Vergehen Tatsächlichkeit werden sollte.“ Die Erregung des dunklen Untergrundes und die der Bewährung vorausgehende Prüfung ist im Menschen nur dadurch möglich gewesen, daß für ihn die Natur im Stoff ist. „Eva aber sah die Frucht an“, heißt es in der Schrift. Das Sehen, das einpolige, ununterschiedene, spannungslose Sehen, das die Frucht nur in den verlockenden Gesichtskreis des Sinnlichen und nicht auch in das Blickfeld der Werte und in die Rangordnung des Ewigen rückte, war der Grund, daß der begehrlche Wille in Eva empfangen und die Sünde geboren werden konnte. Die Umkleidung des Genusses der Frucht mit dem Nimbus der Gottgleichheit (Ihr werdet sein wie Gott) mußte die Scheidung und Unterscheidung des vergänglichen und unvergänglichen Gutes nur noch mehr verdunkeln und den Glauben erwecken, daß Vergottung durch eine Art magischer Naturmächtigkeit oder einen Blutrausch zustande kommen könnte. „Durch die anderen

Worte der Schrift: „Er (der Same des Weibes) wird der Schlange den Kopf zertreten“ ward geoffenbart, es existiere über alle Natur eine reine Liebe, durch die einzig allein getrieben ein Nachkomme des Weibes den Tod durch den Tod besiegen werde. Dieser Nachkomme durfte — von allem Bereiche der natürlichen Notwendigkeit getrennt — in keiner Weise gezwungenerweise dem Todesurteile unterliegen. Er konnte kein Geschöpf sein, mußte, weil über alle Natur, Gott selber sein.“ (C. M. Schneider.) Wie also die Dreifaltigkeit die Wurzel aller notwendigen Prozesse im Gesetz der Selbstüberschreitung des Lebens ist, so sind Menschwerdung und göttlicher Opfertod am Kreuze der Ausgangspunkt für alle von der freien Güte Gottes abhängigen Prozesse im Heilsplane der Erlösung.

Das Kreuz ist erst das wirkliche Unterpfand dafür, daß der schöpferische Selbstüberschreitungsprozeß des Lebens in dem augenscheinlich so entzweiten und dem Zufall preisgegebenen Weltgeschehen nicht vom Tode überwältigt wird. In der Natur ist das Selbstüberschreitungs-gesetz des Lebens auch durch natürliche Kompensationen gesichert. Der Kampf ums Dasein wird durch die Hilfe im Dasein ergänzt, der Schädling durch den Nützlichling in seine Schranken gewiesen. Ganz anders beim Menschen! Schon das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft, das in den Insektenstaaten, z. B., durch die natürlichen Instinkte so spielend geregelt ist, ist beim Menschen ein immer neu zu lösendes Problem. Das Unterscheidende in der menschlichen Sphäre im Vergleich zur natürlichen liegt ja wesentlich darin, daß die Gegensätze, die Pole, zur Antinomie, zur Feindschaft werden können, bei der der eine Pol den andern auszuschließen sucht und sich dadurch der schöpferischen Spannung mit ihm beraubt. Durch die wurzelhafte Unterscheidung der vergänglichen und der unvergänglichen Werte verwandelt der Christ die Antinomien immer wieder zu einem furchtbaren in einem höheren Dritten sich einigenden Gegensatz. In einer beide Pole überhöhenden Wertschau vermag er das Irdische in intensivster Weise zu lieben und ihm gleichzeitig zu entsagen, vermag er traurig und doch allezeit fröhlich, uneigennützig und zugleich wuchernd, niedergedrückt und doch mutig und getrost wie ein Löwe, friedliebend und doch männlich streithaft, arm und doch unaussprechlich reich, gebunden und doch königlich frei, im höchsten Sinne lebensbejahend und doch gleichzeitig in souveräner Größe todesbereit zu sein. „Die Offenbarung ist es“, sagt Pascal, „welche die förmlichen Gegensätze vermöge durchaus göttlicher Kunst in Einklang bringt.“

Alles Wahre in sich vereinigend, alles Falsche abwehrend, lehrt sie mit wahrhaft himmlischer Weisheit den Punkt, wo die entgegengesetzten Prinzipien, welche rein menschlichen Doktrinen unvereinbar erscheinen, zusammenklagen.“

In dieser den Gegensatz verbindenden Selbstüberschreitung will aber das Kreuz allein durch die Wahrheit uns frei machen. Das letzte Kriterium, das den Scheinwert vom echten Werte sondert, ist, daß dieser letztere in einer wahren Wesenseinheit wurzelt. „Ich bin dazu geboren“, spricht Christus zu Pilatus, „und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe.“ Aber Christus verkündet nicht die abstrakte intellektualistische, sondern die durch das Gleichnis mit dem menschlichen Erlebnisraum Fühlung suchende, und er verkündigt die die Totalität umspannende und urbildliche Wahrheit. Ganz im Gegensatz zur abstrakten Gesetzes- und Buchstabenweisheit der Pharisäer sagt er: „Die Worte, die ich zu euch spreche, sind Geist und Leben.“

VII.

Im Stammbaume der über sich selbst auf das Kreuz hinführenden Weisheit stehen die beiden tiefsten griechischen Denker. Plato vollzieht die für jede urbildliche Erkenntnis grundlegende Sonderung. Er lehrt, das Unveränderliche vom Veränderlichen, das Sein vom Schein, das Urbild vom Nachbild, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Göttliche vom Menschlichen, das Gesetz vom Zufall, das Typische von seinen Abwandlungen zu unterscheiden. Im Bereich der vergänglichen Güter lehrt er den Geist nach dem Wert an sich, nach der klaren Idee des absoluten Guten, nach dem schlechthin zu Liebenden fragen. Wohl ist bei Plato die Idee auch als das angedeutet, was den Gegensatz des Seins und der Bewegung, der Einheit und der Vielheit überwinden in sich hat. Plato spricht auch bereits den auf die trinitarische Selbstüberschreitung des Lebens entscheidend hinweisenden Satz aus, daß das erste Bewegende sich selbst bewege, weil es sich erkennt, sich will und liebt. Aber er hat es unterlassen, zwischen der Sichtung der absoluten und der relativen Werte eine Spannungseinheit herzustellen, in der beide Pole als im Höchstmaß zeugungsmächtig erscheinen und zu einem unverkürzten alle echte Entwicklung charakterisierenden Selbstüberschreitungsprozesse sich zusammenfinden müssen. Dieses echte Problem der Lebensganzheit hatte schon Heraklit gesehen. Er hat den wahren Punkt des Archimedes entdeckt, der allein über den Gegensatz zu sich selber findet und durch immer neue Gleichgewichtsstörungen hinweg die unsichtbare Harmonie

zu verwirklichen vermag. „Denn das Eine“, sagt Heraklit, „indem es sich von sich trennt, eint sich mit sich selber, wie die Harmonie des Bogens mit der Leier.“ Nicht würde eine Harmonie sein, wenn es nicht helle und tiefe Töne, noch Lebendiges, wenn es nicht Weibliches und Männliches, wenn es keine Gegensätze gäbe. „Sich in ihr Gegenteil wendend oder rückfließend ist die Harmonie, welche durch die Gegensätze sich ergießend dringt. Von den beiden Gegensätzen aber werde der eine, der zum Entstehen führt, Krieg und Streit, der andere aber, der zur Auflösung des sinnlichen Seins führt, Übereinstimmung mit sich und Friede genannt. Und ihre Umwandlung sei der Weg nach oben und unten, die Welt aber werde gemäß dieser Umwandlung.“ Sie trägt, wie Heraklit sagt, die Bewegung von der sichtbaren zur unsichtbaren Harmonie in sich, die besser ist als die sichtbare. Und diese Bewegung ist ein Kreislauf, in dem Leben und Tod nur zwei Seiten des beide zugleich umfassenden Werderinges bedeuten. In dem Zusammenhang von Logos und Feuer aber, von dem Heraklit spricht, bedeutet Feuer Geistsubstanz, ja den Geist selbst — eine dunkle Vorahnung dieses Mysteriums vom creator spiritus in der christlichen Trinität.

In der christlichen Weisheit werden Plato und Heraklit über sich selber hinausgeführt. Die platonische Ideenlehre wird durch Thomas von Aquin aristotelisch geerdet und augustinisch mit der Logoslehre des Johannesevangeliums verbunden. Ausgehend von dessen Prolog und unter Zugrundelegung der beiden Ähnlichkeitsbegriffe der Zeugung und des Lichtes vollzieht Thomas in einer in gewisser Hinsicht endgültigen Form die Scheidung und die Unterscheidung der Pole.

Suchen wir uns das in der Sprache der Gegenwart unserem Verständnis etwas näher zu bringen. Wie Zeugen ein Ähnlichkeitsbegriff ist, der durch alle Seinsstufen hindurch mit einer immer neuen Sinngebung erfüllt werden kann, so nicht minder der Begriff des Lichtes. Alle chemischen Talente der lebensdienlichen Stoffe vermögen erst offenbar zu werden durch die ihnen eingebaute Sonnenenergie. „Die Strahlen der Himmelskörper“, sagt der Areopadite, „sind die Ursachen des Anderswerdens für die ganze niedere Natur hier unten.“ Bei der Pflanze ist die innere Abhängigkeit von der sie speisenden Sonnenenergie — und zwar vor allem von dem hellen: gelben und roten Teile des Spektrums — längst erkannt. Indem alles andere Leben seine Existenz den Pflanzen verdankt, lebt es indirekt von der Sonnenkraft. Beim Tier spielen die kurzwelligen Strahlen noch eine besonders bedeutsame Rolle. Die Reaktionen, welche vermehrte kurzwellige Lichtwirkungen unter Mitwirkung der Wärmeseite des Spektrums auszulösen vermögen, sind von Wilser sehr übersichtlich zusammengestellt worden. Die Empfindlichkeit für das

physiologisch wirksame Licht ist auch hier wieder gegensätzlich. Man kann Lichtholde und Lichtflüchter unterscheiden. Die Lichtholden zeigen auch in den erdgeschichtlichen Krisenzeiten im allgemeinen eine ruhige, langsame Weiterbildung, ohne die gewaltsam anmutenden Entwicklungsschritte bei den Lichtflüchtern. Letztere weisen zu bestimmten erdgeschichtlichen Krisenzeiten, die zugleich als Lichtkrisenzeiten anzusprechen sind, gehäuft Neuerungen auf, die den charakteristischen Lichtreaktionen entsprechen. Diese Leistungen des Lichtes beziehen sich aber nur auf die physische Offenbarmachung der gestaltschöpferischen Ideen, welche der Natur zugrunde liegen. Das Licht hat darüber hinaus noch eine ursprünglichere Bedeutung, die wir am besten an der Doppelwertigkeit der sanskritischen Wurzel von Zeugen und Erkennen uns verständlich machen können. Ihr entspricht auch eine Doppelwertigkeit in der Wesensdefinition des Lichtstrahls. Das Zeugen ist eine Offenbarmachung der Natur der Eltern durch die physische Verähnlichung mit ihnen in der Natur des Gezeugten. Erkennen aber ist die ideale Offenbarmachung eines zuvor uns verborgenen Sachverhaltes durch die Verähnlichung mit ihm nach der Analogie des auf ihn hinweisenden Bildes. Bei beiden Prozessen muß sich in das zeugende System das Licht einbauen als eine offenbarmachende Energie. Darum war es auch tief im Wesen der Sache begründet, daß die ursprüngliche Anschauung im Erkenntnisakt eine dem aktiven Lichtstrahl ähnliche aber geistig enthüllende Energie annahm, den tätigen Verstand (*intellectus agens* des Aristoteles). „Wie nämlich“, sagt Albert der Deutsche, „das Sonnenlicht körperliche Formen erzeugt, so erzeugt der tätige Verstand in dem empfangenden die intellektuellen Formen.“ Der durch das Verstandeslicht zeugungsmächtige Same der Erkenntnis ist das Sinnesbild (das *Phantasma*). Man kann die Übertragung dieses ideal-zeugungsmächtigmachenden Momentes auch mit der Flammenwirkung vergleichen. Der tätige Verstand streift von dem sinnlich vorgehaltenen Gegenstande die mit seiner materiellen raum-zeitlichen Daseinsweise verbundenen Zufälligkeiten in einer ähnlichen Weise ab und macht durch das Sinnesbild den Wesenskern des Gegenstandes in einer ganz ähnlichen Weise offenbar, wie die Bunsenflamme durch die Auflösung eines hineingehaltenen Salzes die Natur desselben (besonders seines Metallbestandteiles) in seinem Spektrum ganz unzweideutig erkennen läßt. Dazu ist unser tätiger Verstand fähig, weil er, wie Thomas v. Aquin sagt, in der kreatürlich eingeschränkten Weise an dem göttlichen Logos selber teilnimmt, der nicht mehr in abgeleiteter Weise, sondern durch seine Wesenheit geistiges Licht, d. h. im Erkennen offenbarmachende Energie ist. Und die Dinge selbst vermögen uns den durch das Verstandeslicht zeugungsfähigen Samen (das Sinnesbild) zuzuführen, weil sie in der Weise des Kreatürlichen nur die

Offenbarmachung dessen sind, was in der Zeugung des ewigen Wortes in konzentrierter Einheit erfaßt und umfaßt wird. Die Natur selber enthält für diese Scheidung und Unterscheidung eine sehr exakte Analogie. Das Sonnenlicht vermag, weil es die gelben und die roten Strahlen enthält, die organische Stoffzubereitung zu speisen, es vermag, weil es die violetten und ultravioletten Strahlen enthält, nicht nur speisend, sondern auch fördernd und regulierend in den pflanzlichen und tierischen Stoffwechsel einzugreifen und Bewegungserscheinungen auch bei der Pflanze auszulösen. Es vermag, weil es beide Pole: Blau und Gelb in sich vereinigt, wegweisend zu allen Blumen für die sie befruchtenden Insekten zu sein. So entsprechen bei den Schwärmern Blau, Violett, Purpur (also Glieder der zyanischen Reihe) einer Empfindungsgruppe, und gelbliches Rot (also ein Glied der xanthischen Reihe) einer andern; zwischen beiden ist eine Umstimmung möglich. Bienen reagieren besonders auf die Pole beider Reihen, auf Blau und Gelb. Eben weil in weißem Licht die speisenden, auslösenden und regulierenden Energien der mannigfachsten lebendigen Entfaltungsmöglichkeiten liegen, ist es die Einheit dieser offenbarmachenden Kräfte und als solche von jeglicher geschieden und unterschieden. Und so sind in der Zeugung des ewigen Logos wie Meister Eckart sagt: „Aller Dinge Bilder gleich, aber ungleich der Dinge Bilder.“ Auch nach Thomas' ausdrücklicher Lehre darf so wegen der Vielheit der Dinge nicht auch eine Vielheit der Ideen in Gott gesetzt werden, sondern Gott in seiner Wesenheit ist die Idee der Ideen, während die Ideen als von uns Gedachtes, die nur im Denken gesetzten Weisen der Nachahmbarkeit des göttlichen Wesens sind.

Albert der Deutsche und Thomas von Aquin hatten die Polarität rein formal ganz richtig gesehen, aber nicht voll funktionalisiert. Ihre Scheidungen und Unterscheidungen waren mehr abstrakt-begrifflicher als anschaulich-ideenmäßiger Art und führten darum mehr zu einer Systematisierung als zu einer schöpferischen Umspannung der Gegensätze. Erst in der an die Scholastik sich anschließenden Mystik, in der Erlebnis- und Erkenntnisraum sich gewaltig miteinander koppeln, wird auch Heraklit ins Christliche übersetzt. „Es ist nicht möglich“, sagt Kralik, „die Freiheit und Kühnheit des Denkens weiter zu treiben, als es die Mystiker des Mittelalters taten. Die Mystik erkennt das Göttliche im Menschen, das Absolute noch im Bedingtesten, den Geist durch alle Hüllen des Stoffes, das Eine im Mannigfaltigen und darf sogar die Sünde für einen wunderlichen Gottesweg halten, aus dem Gott seine Heiligen heilvoll herausführt.“ Werden und Entwerden, Verneinung und Bejahung, Zusammenfaltung und

Auseinanderfaltung, Abkehr und Zukehr, Verinnerlichung und Entäußerung, Abgeschiedenheit der Maria und Werkseligkeit der Martha, Übersinn und Sinn, Überbewußtsein und Selbstbewußtsein vereinigen sich im Mystiker zu dem immer neu über sich hinausschreitenden Folgeleben des in Gott wiedergeborenen Menschen. Gerade in der deutschen mystischen Theologie erhebt sich dann das Gegensatzdenken zu einer später nicht mehr übertroffenen Höhe. Uta, Äbtissin in Regensburg, die schon im frühen Mittelalter lebte, hatte ihrem Evangeliar zwei Bilder einfügen lassen, welche das Dominieren des echten Ganzheitsmotivs in der kontrapunktischen Harmonie zeigen. Das erste Bild stellt die Dreieinigkeit dar mit acht weiblichen Halbfiguren in den Ecken und Seitenmitten, welche die verschiedenen Eigenschaften des Logos symbolisieren. „Mit den drei ersten Tugenden wird Gott bezeichnet als der Unveränderliche. Immergute, der sich selbst genug ist. Seine Weisheit aber geht nicht in diskursivem Denken von Einzelheit zu Einzelheit, bis als Summe aus der Addition eine Gesamtheit entsteht, sondern erfährt vielmehr in intuitiver Wesenschau alles auf einmal als Ganzheit. Das andere Blatt zeigt den Gekreuzigten, umgeben von Personifikationen des Lichtes und der Finsternis, des Lebens und des Todes, der Ekklesia und Synagoge. Außerdem aber ist das ganze Bild überzogen mit einem Gewebe von Sprüchen sowie von Figuren, Buchstaben und Zahlen, die zunächst völlig rätselhaft anmuten. Swarzenski deutet sie in scharfsinniger Weise als eine Darstellung der Sphärenharmonie. In ihr finden also die Gegensätze der Erscheinung eine Art Versöhnung. Zuletzt, in der Wahrheit, sind sie gleichsam musikalisch aufgelöst.“ (H. O. Burger.) Viel später — an der Schwelle der Neuzeit stehend — hat dann ein deutscher Denker das kontrapunktische Denken in der Theologie auch spekulativ zu untergründen versucht. Nicolaus v. Cues, der große deutsche Kardinal und Fischersohn von der Mosel, führte das den Gegensatz einende Umspannungsdenken auf seinen tiefsten Ausgangspunkt und auf sein letztes Ziel hin zurück. Indem er die traditionelle Gotteslehre über sich selbst hinausführte zu der Lehre vom unendlichen Kreis, war der nimmerruhende Selbstüberschreitungspunkt in der menschlichen Erkenntnis, der „springende Punkt“, auf den alles ankommt, gefunden. Denn im Kreis ist der Gegensatz (distanzierender Radius und die Verbindung einschließende Peripherie) enthalten. „Ich machte“, schreibt Nikolaus, „viele Versuche, die Ideen über Gott und Welt, Christus und Kirche in einer Grundanschauung zu vereinigen; aber keiner von allen wollte mir genügen, bis sich endlich bei der Rückkehr aus Griechenland zur See, wie durch eine Erleuchtung von oben, der Blick meines Geistes zu der Anschauung erhob, in der mir Gott als die höchste Einheit aller Gegensätze erschien.“

Man muß, um die cusanische Gottesidee nicht mißzuverstehen, sich an das oben entwickelte Gleichnis erinnern. Wie die siebenfarbige Regenbogenskala im Sonnenstrahle geeint ist, so sind in der unendlichen Idee in Gott die verschiedenen Ideen in Einfachheit ineinander. In Gott ist der Mensch nicht verschieden vom Löwen, der Himmel nicht von der Erde, denn alle Wesen sind in ihm der Bedingtheit des Endlichen enthoben und in der größten Einheit verbunden. Zwar ist der Mensch nach einer anderen Idee als der Stein erschaffen, aber die Verschiedenheit gilt nur in Hinsicht auf die Dinge, die der göttlichen Einheit, wie Angelus Silesius sagt, gleichsam „entworfen“ sind, so daß der verborgene Gott in ihnen erst „kundbar“ und „gemein“ wird. Die moderne Physik hat für diese Entwerfung noch eine andere schöne Analogie. Die von der Sonne ausgestrahlten Photonen sind masselos und unelektrisch, und erst im Zusammenstoß mit den Kernen der irdischen Urbausteine der Körper vermögen sie ihre ungeschiedene reine Lichtaktualität in ein Elektron und Positron zu spalten*) Der neuzeitliche Pantheismus, der hier nicht scheidet und unterscheidet, indem er das entworfene geschöpfliche Sein mit dem ursprünglichen, gediegenen göttlichen Sein in eins setzt, hat mit der hohen Gottschau des Cusaners nicht das geringste gemein, sondern steht vielmehr in einem diametralen Gegensatz zu ihr.

Mit der Überwindung des toten Punktes in der Gotteslehre überwindet der Cusaner auch den toten Punkt im Geistbegriff überhaupt. Der Geist ist sich selbst bewegendes Leben, das immerwährend lebt. Die grundlegende thomistische Lehre vom tätigen Verstandeslicht wird nicht aufgehoben, sondern neu funktionalisiert. Entsprechend seiner intuitiven Grundeinstellung faßt der Cusaner das Erkennen als ein in sich selbst unterschiedenes (polares) und kreisförmig sich stets selbst überschreitendes Sehen auf. „Wenn die Sonne die Sehkraft erhellt, daß sie mittelst derselben die Farben sieht, so zieht sich die Sehkraft, wenn sie das Sonnenlicht sehen will, von allem Farbigen zurück. So sieht auch die Seele, durch das Licht des Verstandes, das Parti-

*) Daß dieser Vergleich wie jeder Vergleich hinkt und daß wir die Entwerfung bei Gott nicht als pantheistische „Emanation“, sondern als „Schöpfung“ auffassen müssen, ist klar. Gerade durch die Schöpfung bleibt ja Gott der Kreatur wiederum am meisten durch seine wirkmächtige Gegenwart innewohnend, während der Emanationsgedanke ein Abgleiten zum Deismus zuläßt. Sehr fein bemerkt Meister Eckhart: „Wenn das Haus vollendes zu seinem Wesen gelangt, so geht der Zimmermann davon. Und das deshalb, weil ja der Zimmermann nicht gänzlich die Ursache des Hauses ist: er nimmt die Materie von der Natur. Nicht so bei Gott: Er gibt der Kreatur ganz und gar alles, was sie ist, beides: Form und Materie. Und darum muß er bei ihr bleiben, oder die Kreatur fiel bald ab von ihrem Wesen.“

kulare. Will sie in das Licht des Verstandes selbst hineinsehen, so zieht sie sich von dem Partikularen zurück und kehrt zu dem ersten Lichte zurück. Diese Bewegung ist gleichfalls eine kreisförmige. Denn die Sehkraft ist der Verstand, das Sonnenlicht ist das Licht des in Tätigkeit begriffenen Verstandes; das Erkennbare (intelligibilia) sind die Farben. So geht die Bewegung von der Schönheit des Ersten aus und kehrt zu diesem zurück; denn mit der Kraft des göttlichen Lichtes, das in dem tätigen Verstande schimmert, bewirkt der in Tätigkeit befindliche Verstand alles. Wenn daher der Verstand als Potenz (intellectus possibilis) das Licht des tätigen Verstandes in sich aufnimmt und von dem Partikularen zur Anschauung seiner selbst in sich zurückkehrt, dann empfängt er von ihm, und was ihm wirkliches Sein gegeben hat, kehrt wieder in den ersten (die Anregung gebenden) Verstand zurück.“ Der Cusaner sieht nun auch zugleich das U n e n d l i c h k e i t s o f f e n e dieser polar sich selbst überschreitenden Bewegung. Wie der Baum zum Samen zurückkehrt, aus dem wieder ein neuer Baum entsteht, so wächst auf dem geistigen Gebiet aus dem Staunen, als dem Samen, der Baum der Verstandeserkenntnis hervor, der wieder staunenswerte Früchte trägt, und der Baum der Verstandeserkenntnis läßt, vermittelt durch das erregte Staunen, einen ähnlichen Baum der Verstandeserkenntnis hervorzunehmen. Und wenn Heraklit einst seufzte: „Mühsal ist es den Seelen, in denselben Zuständen sich abzuarbeiten und gefesselt zu werden“, und wenn er das Wirken, das Werden, die Selbstüberschreitung des Geistes, als die Ruhe bezeichnet, in der jene Mühsal schwindet, so gibt Nikolaus v. Cues für diese Coinzidenz von Ruhe und Bewegung erst den letzten tragenden Grund an: „Ich sehe dich, Herr und Gott! in einer Art von Entzückung; denn wenn das Auge nicht durch den Anblick, das Ohr nicht durch das Gehörte, so wird noch weniger der Geist durch den Geist gesättigt. Was also den Geist sättigt und allein sein Ziel ist, ist nicht das, was er erkennt, so wie ihn auch das nicht sättigen kann, was er durchaus nicht erkennt, sondern nur das, was er, ohne es zu begreifen, erkennt. Was der Geist in der Art als erkennbar erkennt, daß es vollkommen nie erkannt werden kann, das kann ihn allein sättigen.“ Nicht zufällig erlebt der Germane den in allem Lebenschlummernden Drang ungehemmten Weiterschwingens in dem geheimnisvollen Hell-Dunkel des Waldwebens.

Da für Nikolaus v. Cues das Leben erst dann wahrhaft begriffen wird, wenn es nicht bloß als Schöpfung, sondern als durch sich selber tätige Schöpfung begriffen wird, so vergleicht er Gott mit einem Maler, der im Menschen sein eigenes Bild malt. Das Bild, das Gott in der Schöpfung von sich malt, kann niemals so vollkommen sein, daß es sich nicht immer mehr und mehr ohne

Limitation dem inaccessibeln Urbild annähern könnte. In der Möglichkeit der immer weiteren Annäherung wird gerade die Unendlichkeit abgebildet. „Wenn z. B. ein Maler zwei Bilder malte, von denen das eine leblos, aber ähnlich erschiene, das andere weniger ähnlich, aber lebend, d. h. als ein solches, welches sich selbst, von seinem Gegenstande in Bewegung gebracht, diesem immer mehr und mehr angleichen könnte, so wird doch jeder das zweite für vollkommener erklären, weil es die Kunst des Malers mehr nachahmt.“ Ein solch lebendiges Bild Gottes ist unser Geist. Darin, daß er sich immer mehr Gott anähelt, daß er sich immer auf Gott zu bewegt, zeigt er sich als Bild Gottes. Gottes Bild und sein Begriff finden sich nur in der geistigen Natur. So ist der Geist auch das Urbild aller Bilder von Gott. Alle Dinge, die später sind als der Geist, haben, soweit sie am Geiste teilhaben, teil am Bilde Gottes**).

Nikolaus v. Cues zog in die Innerlichkeit der Gottschau sich zurück, um in der Welt um so schärfer das ihm darin Aufgegebene zu sehen und die Einigung der Gegensätze in dem sie umspannenden Dritten auch praktisch in die Wege zu leiten. Der Cusaner war in den Reformbewegungen seiner Zeit einer der aktivsten und bedeutendsten vom Papste beauftragten Führer und stand auch im politischen Leben an entscheidenden Stellen. „Der abendländische Geist in seiner ganzen Größe und Vielgestaltigkeit hat in ihm Leben . . . Alles, was zur Sprengung drängte, das ist auch in ihm wach. Seine Geisteswelt ist voller Spannung, sie ist vom Geist der Sprengung bedroht. Aber immer gelang es ihm, Ordnung und Mitte zu bewahren***). Freilich blieb ihm der Erfolg in einem umfassenderen Sinne — wie später auch bei Leibniz — versagt, weil die Zeit noch nicht reif war.

Die entscheidendste theoretische Leistung des Cusaners aber ist es, daß er den abstrakten, scholastischen Begriff über sich selbst hinausführte. Es ist deshalb völlig abwegig, im Cusaner einen Vorläufer oder Wegbereiter der mechanistisch-materialistischen „Scholastik“ zu sehen. Wie Grossetestes und sein Schüler Roger Bacon, wie Paracelsus, Kepler, Goethe, steht er vielmehr in der Linie jener Großen, die die Natur aus ihren wirkenden Kräften zu erkennen, d. h. sinnlich schauend zu verstehen suchten. Die beiden einander gegenüberstehenden Hauptgruppen der Naturforscher, die begrifflich analysierenden und die schauenden, entsprechen nach Lothar Wolf und Ramsauer der zweiten und vierten Stufe der Erkenntnis bei Platon: „Die zweite Stufe ist Logos, Erklärung, Definition“, auf der vierten sind vereinigt: „Erkenntnis (Episteme), Geist (nus) und wahre Vorstellung (doxa), also gemeinhin das, was in der Seele liegt“ (K. Hilde-

*) Siehe Mennicken, Nikolaus von Cues, Leipzig 1932, S. 129.

***) Ebenda.

brandt, „Platon“, S. 538). Die Potenz zwar für eine anschaulich-verstehende Welterschließung, die Analogie, war in der Scholastik schon vorhanden. Der Kern und Angelpunkt der thomistischen Metaphysik lag in dem Satz, daß die Seinsidee eine Ähnlichkeitsidee, eine analogische Idee ist, also in mannigfaltigster Bedeutung: als Potenz und Akt, als ideales Sein (Wesenheit) und reales Sein (Dasein), als bedingtes und unbedingtes, substantielles und akzidentelles Sein usw. ausgesagt werden kann. Ebenso sind, wie wir früher gezeigt haben, Leben, Zeugung, Licht usw. Ähnlichkeitsideen. Der Hauptmangel bei Thomas, daß sein Denken nicht auf ein gestaltendes Erlebnis zurückging, lag in seiner Abstraktionslehre begründet, die im Verhältnis von Anschauung und Begriff noch nicht die urbildsinnlichen Anschauungen aussonderte und zur entsprechungsverbürgenden Erfassung auch der höheren Wahrheiten fruchtbar machte. Dies letztere aber hat Nikolaus von Cues mit den mathematischen Urformen getan. Indem er die möglichen Veränderungen der größten und unendlichen Linie untersucht, kommt er zu dem Ergebnis, daß die unendliche Linie Dreieck ist, das unendliche Dreieck Kreis und Kugel. Das Größte enthält also alle diese Gegensätze koinzidierend in sich oder vielmehr steht in einer für uns unbegreiflichen Weise über allen Gegensätzen. Man darf sich an dem scheinbaren Formalismus solcher Betrachtungsweise nicht stoßen, sondern muß sie nur auf eine der heutigen Lebenswissenschaft faßlichere Problemstellung bringen. Nicht umsonst sind wir in den vorhergehenden Kapiteln immer wieder auf die Ideenlehre zurückgekommen, der die christlichen Denker im Anschluß an den Prolog des Johannesevangeliums ihre tiefste, bisher nicht übertroffene Fassung gegeben haben. Ist nämlich der göttliche Logos gleich unendlich wie der Vater und besitzt Gott in seiner Selbsterkenntnis sich so vollkommen, daß Erkennen und Sein in ihm zusammenfallen — gründet aber andererseits jede kreatürliche Wesensordnung darin, daß in ihr die göttliche Wesenheit offenbarungsfähig nach außen ist, so daß jede Kreatur in ihrer Weise daran teilhaben kann, dann sind auch die mathematischen Figuren nicht als ein bloßes Leerschema zu betrachten, sondern sie „gelten“, weil sie im Sein und Leben selber gegründet sind und ihnen — zum mindesten in Gott selbst — eine Wirklichkeit entspricht.

Im Bereich der organischen Formen zeigt sich, daß zwischen einer elementaren, noch geometrischen Eigenschaft der Form oder kurz gesagt: dem „Regulären“ und dem „Lebensdienlichen“, feste und beständige Beziehungen bestehen. Wir erinnern an die Kugelform tierischer Eizellen, die bei der Kleinheit des Volumens für die Sauerstoffaufnahme eine höchst günstige Oberfläche bietet. Die spiegelbildliche Symmetrie der Blätter

bietet wichtige Verwertungsmöglichkeiten für die Herstellung günstiger Beleuchtung und rücksichtlich aller Einflüsse, die in der Richtung der Vertikalen wirken. Bei den getrenntblumenblättrigen Pflanzen herrscht die radiäre Symmetrie, und zwar stellt das Blütendiagramm mit fünf Spiegelebenen das typische dar. Beim Kristall, bei dem die äußere Symmetrie das unmittelbar sichtbare Zeichen der inneren Symmetrie ist, kann man nachweisen, daß die Zahl 5 notwendig fehlen muß. Es hängt das damit zusammen, daß man mit regelmäßigen Fünfecken eine Ebene nicht lückenlos überdecken kann. In den Formenreihen des Pflanzenreichs kann man feststellen, daß asymmetrische Formen wohl als Durchgangsstadien zur Verwirklichung neuer Symmetriemöglichkeiten zu bewerten sind. Bei den höchsten, den verwachsenblättrigen Blumenformen wird erst die zweiseitige (bilaterale) Symmetrie erreicht, die bei den höheren Tierformen die herrschende ist. Aber immer kommt zur Symmetrie bei den höheren organischen Formen eine gewisse Unregelmäßigkeit hinzu. „Regelmäßige Unregelmäßigkeit“ ist ihr Kennzeichen im Vergleich zur starren, unduldsamen Regelmäßigkeit des Kristalls. Da die Symmetrie durch gleichartige Gegensätzlichkeit bedingt ist und die Asymmetrie durch ungleichartige Gegensätzlichkeit, also durch Polarität, muß beim Menschen mit dem Heraustreten des geistigen Poles die Symmetrie noch einmal asymmetrisch überhöht werden. Beim Menschen ist nicht mehr wie beim Tier jede der Gehirnhälften noch unmittelbar und gleichartig in die Gesamtheit des Nervenlebens hineingezogen, sondern durch die Scheidung und Unterscheidung des geistigen Poles von dem ihm ungleichen seelischen Pol wird der führend geistige Akzent, das Sprachzentrum, auf die linke Gehirnhälfte verlegt. Die linke Hälfte ist stärker entwickelt und, da unsere rechte Körperseite von der linken Hirnhälfte bedient wird, hängt damit wahrscheinlich auch die Rechtshändigkeit zusammen. Die Asymmetrie und Rechtshändigkeit fehlt den Affen. Dagegen ist erstere nachweislich schon beim Neandertalschädel vorhanden. Lothar Steinbrech glaubt neuerdings beobachtet zu haben, daß die rechte Gesichtshälfte väterliche, die linke mütterliche Ähnlichkeit zeigt. Er weist darauf hin, daß dies gut mit der Annahme einer mehr „geistigen“ linken und einer mehr „seelischen“ rechten Hirnhälfte zusammenpassen würde, weil ja die Hirnhälften den Körperseiten übers Kreuz entsprechen. Ist dem so, dann tritt uns in der Erscheinungsform des Menschen die den Gegensatz einende Selbstüberschreitung des Lebens — sein Katholonanspruch — erst erfüllt entgegen. Das mittelalterliche Christentum ist diesem Katholonanspruch in seiner Weise gerecht geworden. Maß und

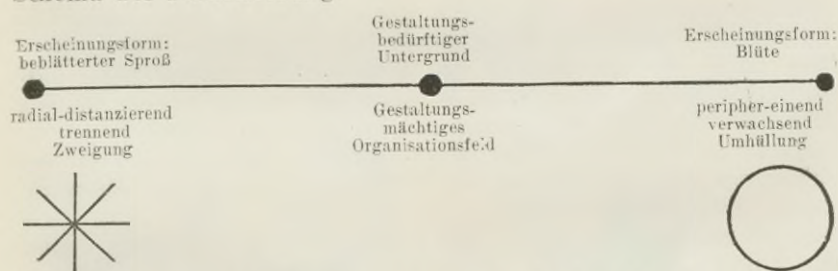
Seele, Scholastik und Mystik, Spaltung und Rundung hat es zur schöpferischen Einheit in sich verbunden. In diesem Gegensatz äußert sich zugleich das Gegenspiel zwischen dem „Dogmatisch-Regulären“, das der begriffsideologischen Haltung entspricht, und dem aus ungleichen Polspannungen hervorgehenden Irregulären, das nur der tolerant analogischen Denkform entspringen kann, die das typische Urphänomen in der Fülle seiner Abwandlungen übersieht. Das Katholonprinzip ist dogmatisch und tolerant lebensrichtig zugleich, weil es über sich selbst hinaus auf die Einheit beider Gegensätze im absoluten Leben hinweist. In der Dreieinigkeit selber fallen die Wurzeln aller Asymmetrie und aller Symmetrie zusammen: die Verschiedenheit der drei göttlichen Personen besteht in der Gleichheit des göttlichen Wesens.

Weder dadurch, daß der Naturforscher in die Innerlichkeit mystischen Schauens sich zurückzieht, noch dadurch, daß er die Sinnesdaten nur in den normlosen Abhängigkeitsbeziehungen der Gleichung, d. h. der Setzung einer Gleichheit darzustellen versucht, erreicht er die Totalität. Er muß auf das gestaltende Erlebnis zurückgehen. Es ist, wie uns scheint, dem deutschen Geiste ganz besonders eigentümlich, in immer neuen Ansätzen diesen fruchtbaren Überkreuzungspunkt von Anschauung und Idee, die urbild-sinnliche Darstellung oder das Symbol zu suchen. Es war der Punkt, auf dem er immer wieder auf das Urvergleichnis der Polarität stieß. Namentlich bei Goethe und den romantischen Naturphilosophen können wir das feststellen. Der Rembrandtdeutsche kommt auf Ähnliches zurück in seiner „Tektonik der Natur“. Den entscheidenden Schritt in der Gegenwart haben aber Henning und Fritz Kleingetan, indem ersterer das Kreiserlebnis in seine beiden urpolaren Funktionselemente zerlegte und Klein das „Funktionsgesetz der Ganzheit“ für alle Wirklichkeitsstufen analogisch daraus ableitete. Die unklaren Polaritätsvorstellungen Goethes wurden dadurch mit einem ganz bestimmten Inhalt erfüllt, und mir selbst gelang es, in der Metamorphose des Schneebeerensprozesses dieses Funktionsgesetz auch experimentell zu demonstrieren.

Der Kreis mit dem eingezeichneten Radius ist der Ausgangspunkt. Vom Mittelpunkt des Kreises strahlt, seinen Endpunkt vom Mittelpunkte immer mehr trennend, distanzierend, der Radius aus. So, wie von der Hauptspitze der Seitenspitze und die Mittelrippe der Laubblätter. Aber das Funktionsgesetz der Ganzheit ist durch dieses radiale Funktionselement

ebensowenig beim Kreis wie bei der Pflanze erfüllt. Beim Kreis ist dem trennenden radialen Element die verbindende einigende Peripherie zugeordnet, bei der Pflanze dem radial ausstrahlenden Sprossungs- und Verzweigungssystem der kugeelige, die Samenanlage (mit dem Embryosack) mütterlich umschließende Fruchtknoten in der Blüte. Nimmt man der Pflanze das verbindende Funktionselement in der Blüte, so vermag sie wohl einseitig das radiale Element zu entfalten. Eine Resede, die man ihrer Blütenknospchen beraubt, sproßt einseitig weiter, aber sie kehrt durch die Fortpflanzung nicht mehr neuschöpferisch zu sich selbst zurück, es fehlt ihr die wahrhaft schöpferische Selbstüberschreitung des Lebens durch die Einkehr in den Grund.

Im Bereich der Blüte selber kann zwar (besonders augenscheinlich bei den Kronblättern) das radiale Urprinzip des Sprosses gestalthaft noch enthalten sein. Wir haben dann die radiär symmetrische Blüte (die Sternblume). Aber je höher die Blüte in den Wurzelstämmen aufsteigt, desto mehr neigen die getrennten Kronblätter dazu, sich zur Hülle zu vereinigen, und in der höchsten Form (wie etwa bei einer Lippenblume) wird die Blüte zygomorph, d. h. nicht mehr allseitig, sondern nur zweiseitig symmetrisch (in zwei spiegelbildlich gleiche Hälften unterscheidbar). Nur der grüne Kelch bleibt noch vielfach angenähert an das radiale Prinzip des Sprosses. Wir haben also folgendes Schema der Polarisierung:



Wer beweist nun, daß wir im Werdeplan der Pflanze hier wirklich von zwei polaren Funktionselementen sprechen können, Funktionselementen also, die in wirklicher Spannung und gegensätzlicher Tendenz zueinander stehen, wenn auch erst aus ihrem Zusammenwirken der Lebenskreis der Pflanze harmonisch sich schließt und selbstüberschreitet? Dieser Beweis kann experimentell nur dadurch erbracht werden, daß man beide Funktionselemente am selben Orte, also zu eng und gleichsam unfrei, miteinander verkoppelt und zur gegenseitigen Auseinandersetzung zwingt. Ich habe diese Koppelung im Frühjahr wieder dadurch herbeigeführt, daß ich Schneebeerensträucher entblätterte. Um den Blattverlust zu ersetzen, wird dann bei der Pflanze das Weiterwachsen der verbleibenden Sproßspitzen und das Aus-

schlagen von Seitenknospen, das radiale Funktionselement also, außerordentlich gesteigert. In vielen davon betroffenen Sproßspitzen sitzen aber schon die jungen Blütenanlagen. In diesen wird dann auch das radiale Funktionselement wirksam, was sich in der Weise äußert, daß die Kelchblattspitzchen verlauben (zu richtigen Laubblättern sich ausbilden) und das kleine Blütenstielen auch hie und da radial ausstrahlend sich verlängert (Abb. 6). Aber im Bereich der Blüte ist ja zugleich auch das gegensinnige Funktionselement wirksam. Dieses tritt mit dem radialen in einen Kampf ein. Das Blütenglöckchen der Schneebeere zeigt die bereits fortgeschrittene Erscheinungsform der einenden Umhüllungs- und Verwachsungstendenz und eine leise Neigung zur Zygomorphie, d. h. zur bloß zweiseitigen spiegelbildlichen Symmetrie. (In Abb. 4 erscheint die Unterseite des Glöckchens deutlich etwas gefördert.) Bei verwandten Geißblattgewächsen tritt die Zygomorphie noch viel ausgeprägter hervor. Betrachten wir nun die verschiedenen Verlaubungsformen des Keldes. In Abb. 5 kommt der Charakter der Laubblättchen am deutlichsten zur Erscheinung, damit aber auch die radiale Distanzierung (Abstoßung — Trennung der Blättchen untereinander) und die geringste Annäherung an die Zygomorphie. Deutlicher zeigt die Zygomorphie die Verlaubung in Abb. 7. Hier wird man entfernt an die Form eines Veilchens erinnert. Ähnlich ist die Vergrünung in Abb. 8. Am deutlichsten aber tritt die Zygomorphie in Zusammenhang mit der einigenden Verwachsung in Abb. 9 auf. Hier hat also das peripherisch einigende Funktionselement gegenüber dem radial distanzierenden am meisten sich durchgesetzt. Die verlaubte Blüte sitzt auch an einem höheren Knoten wie die von Abb. 5. Die Differenzierung der Indifferenz, anschaulich vorgeführt an dem gestalthaft Henningschen Ausgangssymbol, hat sich damit ungezwungen auf die Pflanze übertragen und als wirkliches Polaritätsphänomen erweisen lassen. Denn nur Pole können miteinander ringen. Sie ringen aber faktisch dann ohne die höchste schöpferische Selbstüberschreitung des betreffenden Lebens miteinander, wenn sie zu ungeschieden und gleichsam unfrei miteinander gekoppelt sind. Das Ergebnis ist dann eben mehr oder weniger auch eine rückschreitende Metamorphose, eine Mißbildung. Nur bei ihrer vollen naturentsprechenden Geschiedenheit stehen die Pole im höchsten gestaltschöpferischen Gefälle zueinander und schreitet der Lebenskreis fruchtbar und harmonisch abgerundet über sich selbst hinaus fort.

Die Übergänge vom radialen zum peripher-einenden (zur Verwachsung neigenden und zur Zygomorphie drängenden) Verlaubungstypus habe ich auch durch Kopien von Abb. 10—17 dargestellt. Die Reihe 10—15 zeigt die Dominanz des radiären Prinzips, die Reihe 14—17 die des einenden und zur Zygomorphie drängenden Prinzips. Die Zygomorphie ist hier besonders deut-



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9

Abb. 10



11



12



13



Abb. 14



15



16



17

lich durch die starke Einschränkung in der Ausbildung des obersten (an der Spitze stehenden) Blättchens, das gleichsam eine verkümmerte „Oberlippe“ darstellt. In Abb. 16 und 17 ist auch die Verwachsungstendenz deutlich.

VIII.

Fassen wir die wichtigsten Gesichtspunkte, die sich aus dem Gesetz der den Gegensatz einenden Selbstüberschreitung des Lebens für das innere Verständnis des Christentums als Religion des Lebens sich ergeben, noch einmal übersichtlich zusammen, so ergibt sich folgendes:

Nach diesem Lebensgesetz stellt sich das Christentum deshalb als allumfassend (katholon) dar, weil es als übernatürliche Religion in höchster Geschiedenheit von aller Natur steht, was zugleich aber heißt, daß es durch seine beiden Grundgeheimnisse in die tiefste und alles befruchtende Verbundenheit mit ihr treten kann. Das erste christliche Wurzelgeheimnis, die Dreieinigkeit, bestätigt, daß nur in der Geschiedenheit und Unterschiedenheit zwei Pole zu einem fruchtbaren Selbstüberschreitungspunkt zusammentreffen können. Fruchtbar ist — vom Glauben aus gesehen — das Erkennen nur, wenn es die Analogie zur Trinität in sich trägt. Im göttlichen Selbsterkennen, in welchem der Vater den Logos erzeugt, erschaut sich die göttliche Wesenheit nicht nur entsprechend der Wahrheit, d. h. in der inneren Übereinstimmung — ja in der Identität — mit ihrem Sein, sondern auch als ein zu Liebendes, als den unendlichen Wert. Und deshalb wird diese Schauung in der als Person ausgehenden Liebe, im heiligen Geist, erst in absoluter Weise wirksam. Und so wird auch menschliche Erkenntnis erst zum „Entflammungspunkt“ erhoben und kulturschöpferisch wirksam, wenn sie in der Wesensordnung ihrer Gegenstände den begründenden Ausgangspunkt für ihr Werturteil und Maßstäbe für die Steigerung der Werte findet. Dann erst hat sie gegenüber der einpoligen materiellen Zweckmäßigkeitshaltung in die dreieinige Ursprünglichkeitshaltung des Lebens eingelenkt und vermag nicht nur fortschrittlich, sondern auch schöpferisch wirksam zu sein.

Das andere Mysterium, das Kreuz, besagt, daß nur durch die freieste (durch keinen natürlichen Zwang irgendwie beeinträchtigte) Liebeshingabe des Mensch gewordenen Logos selber der Todeszwang durch den Tod überwunden werden konnte, wodurch das zweite große Lebensgesetz, daß auch der nur relative Tod, das freigebrachte Opfer, der Durchgang in das Leben ist, seine göttliche Bestätigung findet. Die Polarität zwischen dem egoistischen Selbsterhaltungstrieb und dem altruistischen Einheitstrieb kann nur in jenem entscheidenden Selbstüberschreitungspunkte fruchtbar überhöht werden, wo die Persönlichkeit, wie Hermann Schell sagt, die Kraft und Form gewinnt, um selber alles zu werden und das Leben aller zu

leben, ohne ihre eigenes Selbst dabei zu verlieren oder anderer Selbst zu gefährden. Dieser Selbstüberschreitungspunkt wird praktisch nur dann gewonnen, wenn durch Darangabe der beiden tiefsten Ursachen jeder Wertblindheit, der Überheblichkeit einerseits und der Zweckversklavung andererseits, eine wurzelhafte Scheidung und Unterscheidung der Werte möglich wird. Eines der merkwürdigsten Mißverständnisse ist dieses, daß man sagt, das Christentum „spalte“ durch diese Wertsonderung den Menschen und entwurzele ihn dadurch der Natur. Aber in Wirklichkeit verbindet es die Naturwurzel nur mit dem Gipfel des Lebensbaumes und diesen ganz naturgemäß mit dem Himmel. Von den aufbrechenden Gipfelknospen aber gehen nun wiederum jene Anreger aus, die rückläufig das Wurzelwachstum fördern und regulieren, die den Erbstrom durch den geheiligten Jungbrunnen des Lebens, durch die sakramentale Ehe leiten, die den individuellen Egoismus dem Gemeinwohl unterordnen und überhaupt alle tiefsten gemeinschaftsbildenden Kräfte auszulösen vermögen. In der christlichen Anthropologie gibt es auch keinen planetarischen Einheitsmenschen, sondern nur individuell und geschlechtlich wie rassisch verschiedene Menschen. Das anthropologische Dogma, wonach die Seele die Wesensform des Leibes ist, ordnet den individuell so und nicht anders gestaltungsbedürftigen Leib der individuell so und nicht anders gestaltungsmächtigen Seele zu und kann vom Menschen nur fordern, daß er unter diesem Gesichtspunkt ursprüngsgemäß, d. h. seiner Herkunft, seiner Individuation und Rassenzugehörigkeit gemäß handle. „Operari sequitur esse“, d. h. das Handeln richtet sich nach dem Sein. Aber das Sehen, das diesem Handeln vorausgeht, ist beim Menschen kein ununterschiedenes spannungsloses Sehen, das die Rassenwerte rein naturhaft sieht. Erst in der Scheidung und Unterscheidung des von allem Farbigen geschiedenen reinen Sonnenlichtes erstrahlen die Farben in ihrer ursprünglichen Leuchtkraft. Und so stellt menschliches Sehen auch die rassischen Werte in die Wertrangordnung des Ewigen ein, damit sie, wie in einem klaren Prisma, erst in ihrer gereinigten Leuchtkraft erscheinen. Kann es eine adligere Schöpfung solcher rassischen Hellsicht geben als etwa der Bamberger Reiter? Dieses in sich selbst unterschiedene Sehen ist eben auch das spezifisch menschliche*). Die Blume oder ein Musikstück wird

*) Die hl. Schrift unterscheidet diejenigen, die nur Augen „am“ Kopfe haben, von denen, die die Augen „im“ Kopfe haben. In reinsten Klarheit hat Plato dem Menschen das in sich selbst unterschiedene Sehen wieder zurückgegeben; religiös Christus: „Wenn dein Auge licht ist, so ist es dein ganzer Leib.“ Margarete Ebner schrieb über ihr Leben das schöne Wort, das ihr einst Christus eingab: „Ich bin nicht ein Berauber der Sinne,“
Fortsetzung siehe nächste Seite.

von einem Menschen ganz anders aufgenommen wie vom Tier, nämlich unter dem Gesichtspunkt, daß darin ein sich Offenbares und zu Liebendes steckt, zuletzt ein göttlich sich Offenbares und zu Liebendes. Denn alles, sagt der hl. Thomas, was in der Zeit geworden ist, ist eine gewisse Ähnlichkeit dessen, was von Ewigkeit her ist. Damit entwirzelt er keine Werte, sondern führt sie auf ihre göttliche Wurzel, auf ihren höchsten göttlichen Geltungsgrund zurück. Indem das Christentum scheidet und unterscheidet, das Schlechte vom Gedienehen, das Edle vom Unedlen, das Zufällige vom Wesentlichen, das Individualwohl vom Gemeinwohl, entwirzelt es den Menschen nicht, sondern läßt ihn seine Wurzeln nur um so tiefer schlagen. Und indem es die Gegensätze scheidet, um sie in einem überhöhenden Dritten zu verbinden, spaltet es den Menschen nur in der Weise, wie die Natur selbst immer wieder scheidet und unterscheidet, um den toten Punkt in sich zu überwinden. Nicht nur scheidet die Natur die im Typus zentrierte Ursprünglichkeithaltung des Lebens von dessen Zweckmäßigkeitshaltung, nicht nur sondert sie den generativen vom geistigen Pol, die Sprossungstendenz von der Blütentendenz, das männliche vom weiblichen Sexualhormon, die wachstumsbeschleunigenden von den wachstumshemmenden Regulationsstoffen, die aufbauenden von den abbauenden Fermenten, die quellungsfördernden von den quellungshemmenden Metallionen, die Säuren von den Basen, die Positronen von den Elektronen — nicht nur, sagen wir, scheidet

ich bin ein Erleuchter der Sinne.“ Aus diesen klaren Erwägungen ergibt sich auch die menschenwürdige Auffassung der sinnlichen Lustgefühle. Die höchste Lust ist natürlich diejenige, durch die das Lebendige seiner schöpferischen Selbstüberschreitung inne wird: die Zeugungslust. Weder der vital-sinnliche Zeugungskreis des Menschen, noch die Zeugungslust als solche sind erst eine Folge der Sünde. Sowohl die Arterhaltung im Stofflichen, wie die individuelle, geschlechtliche und rassische Differenzierung lagen im ursprünglichen Wesensplane des Menschen, und wo ein schöpferischer Lebensakt in die Sphäre des sinnlichen Innenerdens rückt, ist er ebenso sinngesetzlich mit Lust verbunden, wie Verletzung oder Zerreißung der Lebenstotalität sich mit einem schmerzhaften Innwerden verbindet. Beide enthalten in sich eben die wahre Zeigefunktion auf das Positive bzw. Negative des damit verbundenen Aktes, und eine Umkehr oder Ausschaltung dieser Ordnung wäre geradezu auf Lüge gestellt. Deshalb, sagt der hl. Thomas, wäre die Zeugungslust auch im Unschuldstand der Menschen gewesen, aber es hätte nichts in diesem Zustand gegeben, das sich nicht mit der Vernunft hätte auf ein Maß bringen lassen: „nicht, weil die Freuung dem Gesinn nach geringer gewesen wäre, wie einige sagen — es wäre nämlich die sinnliche Freuung um so größer gewesen, je reiner die Natur und je sinnenempfindlicher der Leib gewesen wäre —, sondern weil die Begehrkraft nicht so ungeordnet sich in eine derartige Freuung ausgegeben hätte, wo sie durch die Vernunft geregelt war, deren Aufgabe nicht ist, die Freuung im Gesinn zu mindern, sondern die, daß die Begehrkraft sich nicht maßlos an die Freuung heftet.“ (S. th. I, 98 art 2.)

oder sondert sie das alles, sondern durch die Scheidung erzeugt sie erst ihre schöpferischen, den toten Punkt überschreitenden Spannungen. Und in seiner Grundtendenz geht dabei das Leben auf eine Hebung des bioelektrischen Potentials. Die Dielektrizitätskonstante, welche den Fruchtbarkeitsgrad der elektrischen Dissoziation bedingt, erreicht in der grauen Rindensubstanz des Gehirns ihren Höhepunkt. Wie man in der Hebung des Potentials die unerläßliche Bedingung für die funktionelle Höhenlage des Lebens sehen kann, so in der Senkung desselben auf Null die primäre energetische Todesursache. An verbrühenden Erbsen tritt im Moment des Todes eine intensive Erregung ein, die bewirkt, daß eine elektrische Entladung im Gewebe erfolgt, eben im Moment des Todes. Um die Religion des Lebens von den Religionen des Todes zu unterscheiden, muß man ihren Wurzelstamm untersuchen und prüfen, wie weit darin unaufhebbare Entropietendenzen, also notwendig nivellierende Ausgleichstendenzen und Bedingungen der Energiezerstreuung liegen oder nicht. Wir wissen aus der Geschichte, daß das Christentum solchen Todesdrohungen immer wieder ausgesetzt war und in seinen Vertretern auch oft weitgehend immer wieder erlegen ist, aber wir wissen auch aus seinem innersten trinitarischen Lebensgesetz heraus, daß es die Kraft der Überwindung derselben unzerstörbar in sich trägt.

Durch unser Schneebeerengleichnis läßt sich auch die Notwendigkeit der ganz wurzelhaften Unterscheidung des religiösen und des natürlichen Poles für ihre schöpferische Selbstüberschreitung aufzeigen. Wenn man bei der Schneebeere die Blütentendenz mit der Blattbildungstendenz innerlich unfrei zusammenzwingt (vgl. das obige Experiment), so tritt eine Selbstunterschreitung der Blüte ein, sie vergrünt, verlaubt, erzeugt eine Mißbildung. Ähnlich ist es mit der Religion, wenn sie mit dem natürlichen Pol innerlich unfrei verkoppelt, wenn sie vernaturalisiert wird. Es entsteht dann eben ein Monstrum von Religion. Wenn aber andererseits der Glaube sich allein genügen will, dann gibt auch der Naturpol sich selber auf und die natürliche Wissenschaft geht ihrer bedeutungsvollsten Aufgabe, nämlich eine im tieferen Sinne verstehende Naturanschauung aufzubauen, verlustig. Sie unterschreitet sich selber zur rein wertfreien, kausalen Naturwissenschaft und wirkt zersetzend auch auf die religiösen Vorstellungen zurück. Gott wird dann zu einem reinen Mathematiker, zur kosmischen Intelligenz und dergleichen. Die Selbstüberschreitung beider Pole zu einem erleuchteten Glauben und zu einer gläubigen lebensverbundenen Wissenschaft ist nur dann möglich, wenn beide ihrer innersten

Natur entsprechend geschieden und unterschieden und somit wirklich frei miteinander verbunden werden.

In vorbildlicher Weise hat das Christentum gerade durch das Sakrament es deutlich gemacht, wie Natur und Gnade frei, d. h. ganz ihrem innersten Wesen entsprechend verbunden sind, wenn beide auch ihrem Wesen entsprechend unterschieden werden. Auch das Sakrament ist Symbol und macht deutlich, daß wir den am religiösen Mysterium faßbaren Sinn nur in Analogie zu den Sinnendingen erfassen können. Dadurch, daß der Baum nicht nur mit der Erde, sondern auch mit der Atmosphäre, Äther und Sonne, also mit dem ganzen kosmischen Pol in Verbindung tritt, entsteht in ihm die höchste produktive Spannung und können wir mit Paracelsus sagen, daß der Mensch im Stärkekorne die Frucht des ganzen in der Pflanze produktiv gewordenen Universums genießt. Das Stärkekorn des Brotes, in welchem sich das Sonnenlicht als die universal lebenspendende Energie einverleibt hat, ist auch das wahre Realsymbol für das Brot des Lebens, als welches der eucharistische Christus sich mit uns vereinigt, um uns der göttlichen Lichtnatur teilhaftig werden zu lassen und uns in die Geistesfreiheit und Opfergesinnung der allbelebenden Liebe einzuführen. Andererseits bedeutet aber das sakramentale Zeichen in keiner Weise ein magisches Symbol, d. h. ein naturhaftes Mittel für den Menschen, sich Gottes zu bemächtigen. Die sinnenfälligen Dinge, sagt der hl. Thomas, enthalten von Natur aus dem körperlichen Heil zuträgliche Kräfte . . . Aber auf Heiligung werden sinnenfällige Dinge hingeordnet nur auf Grund göttlicher Einsetzung. (Also auf Grund der ursächlichen Verbindung mit Gott als der Quelle aller Heiligkeit.)

Heute ist es auch eine beliebte Phrase zu sagen, daß wir zu Gott keinen Mittler brauchen. Wollten wir mit dieser Behauptung konsequent sein, so müßten wir auch sagen, daß wir der Sonne nicht bedürften. Das Sonnenlicht speist nicht nur die assimilierten Stoffe in den Organismen mit der grundlegenden Energie, durch die sie ihre lebensdienlichen Talente erst voll und ganz offenbaren können, es lenkt nicht nur die Bewegungserscheinungen der Pflanzen und Tiere zu einem einheitlichen Ziel hin, sondern setzt auch in unserer eigenen Sinneserkenntnis den Ausgangspunkt für das höhere geistige Erkennen, durch das uns in der höchsten Unterschiedenheit der Dinge zugleich auch die Einheit des Kosmos und sein göttliches Zentrum immer mehr offenbar wird. Die Sonne ist also in der natürlichen Offenbarung Gottes in seinem Werk der Mittler zwischen Gott und Mensch. Es wäre wider alle Entsprechungen und stände in unversöhnlichem Gegensatz zu dem die ganze Schöpfung durchwaltenden

Analogieprinzip, wenn die natürliche Sonne nicht über sich selbst hinaus auch auf die Geister Sonne hinweisen würde, die uns mit dem dreieinigen Urbild alles Lebens unmittelbar verbindet und von dort aus die Mysterien des Gottesreiches in Gleichnissen uns verkündet. Das Bedürfnis nach dieser objektiven substantiellen Wahrheit erfüllt die menschliche Natur ebenso sehr, wie die organische Natur das Bedürfnis nach Licht. „Wenn Plato“, sagt Nikolaus von Cues, „um des Wissens willen die Welt durchwandert, und überall einen Lehrmeister gesucht, wenn er Archytas aufgesucht hat, und ebenso andere, die gewiß alle nur die Inkarnation der Weisheit gesucht haben, so wird in allen Lehrmeistern diese Inkarnation der Weisheit gesucht. Wäre sie daher nicht in irgendeinem inkarniert, d. i. gäbe es nicht einen Menschen, der so weise ist, daß eine höhere Weisheit nicht möglich ist, welche die Weisheit in ihrer Wesenheit ist, so suchten wir vergeblich alle Lehrmeister auf, wenn die Weisheit in keinem gefunden werden könnte.“

In beiden Wurzeloffenbarungen, in der Trinität und im Kreuz, erfassen wir die christliche Wahrheit in ihrer einigenden Tiefe. Wie aber im Wurzelstamm der Pflanze, der bis zur Gemeinschaftsblume aufstieg: zur Strahlenblüte des Kompositenkörbchens, die in der Idee der Blume enthaltenen Scheidungs- und Unterscheidungsmöglichkeiten immer mehr durchgeführt und immer mehr zur Einheit wieder zurückgeführt wurden, so geschah es auch in der Entfaltung der beiden Wurzelwahrheiten zu den übrigen christlichen Heilswahrheiten in ihrer Unterschiedenheit und inneren Verbindung. Dadurch wurde die Verallgemeinerung der christlichen Wahrheit, die immer breitere Zugänglichkeit zu ihr durch das ganze Menschengeschlecht hindurch gefördert.

„Je edler ein Ding, je mehr ist es gemein,

Das spüret man an Gott und seinem Sonnenschein.“

Angelus Silesius.

Das Allgemeinwerden leitet freilich von der Wahrheit in ihrer einigenden Tiefe auch immer wieder ab, und deshalb ist eine Verjüngung und Verursprünglichung des Christentums aus den Zentralmysterien immer wieder eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen. Das Allgemeinwerden führt auch dann zu einer inneren Schwächung der Wahrheit, wenn sie nicht immer wieder aus dem Flächenhaften der abstrakt-begrifflichen Darstellung in die Tiefendimension des echten Symbolismus sich begibt. Sobald der abstrakte Begriff sich zur anschauungsbedingten Idee überschreitet, die gewissermaßen „Fleisch ge-

worden ist“ in der „Katholondarstellung des Bildes“, wie Langbehn sagt, gewinnt er die zündende Berührung mit dem sensus communis, mit jenem ursprünglichen Wahrheitsgefühl, das den Urphänomenen alles Lebendigen auf der Spur ist. Christus hat die entscheidenden Bilder der irdischen Schöpfung: das Salz (den Kristall), den Sauerteig (das Ferment), das Senfkörnlein (den Samen und Baum), den Weinstock und die Rebe (als Bild organischer Verbundenheit), die Lilie (als von der Zweckversklavung gelöste Schönheit), den unfruchtbaren Feigenbaum (als mit der verfluchungswürdigen Sterilität behaftet) und viele andere noch uns als Gleichnisse für die Geheimnisse des Gottesreiches vor Augen geführt. Er hat den „Exemplarismus divinis“ in schlechthinniger Vollendung betätigt. Damit hat er nicht nur den Zugang zur Totalität erschlossen, sondern auch die Grundlagen der natürlichen Ästhetik gelegt, die heute an diese Ursymbole wieder anknüpft. Der erste entscheidende Versuch in dieser Richtung ist das Buch von Kükelhaus: „Urzahl und Gebärde“*). Kükelhaus versucht ähnlich, wie dies für den nordischen Bezirk im Hinblick auf die Runen geschehen, eine allgemeine Zurückführung aller Erscheinungsformen auf den Zahlen entsprechende Urbilder, wobei er sich auf Goethes naturwissenschaftliche Studien beruft. Die vernünftige Gestaltung der menschlichen Umgebung hängt davon ab, ob sie den Urbildern entspricht. Wichtig ist, daß auch die Gestalt des Menschen nach diesen „Morphogrammen“, wie Kükelhaus sagt, geformt ist, so daß die dynamisch vom Urbild ausgehende Kraft gleichzeitig eine biologische ist. Interessant ist, daß Kükelhaus durch seine praktische Tätigkeit als Handwerker zu seinen Erkenntnissen gekommen ist und daß er sich darum bemühte, die Formen der menschlichen Umgebung, deren Schöpfung der Inhalt seines handwerklichen Berufes ist, wieder von natürlichen und vernünftigen Begriffen abzuleiten. Ähnlich versucht Henning, wo er die Geburtsstunde einer neuen geistigen Naturauffassung gekommen sieht, die Gestalt und ihre Bezüge innerhalb der Welt klar zu erkennen und das Übergewicht der zivilisatorischen Summen kulturell ergänzen und ausfüllen zu können, um den totalen Volksstaat auch nach innen zu ergänzen und zu erfüllen**). Alles liegt heute zukunftsfruchtig zur Integration bereit.

*) Verlag Metzner, Berlin 1935.

***) Fritz Klein hat in seinem Buche „Bios und Logos“ einige Tafeln Hennings übernommen, welche die physikalischen, kulturellen, biologischen, psychologischen, charakterologischen, psychiatrischen, vor allem aber: „zentral morphologischen Beziehungen aller Teilgebiete“ zeigen.

IX.

Durch all unsere bisherigen Ausführungen dürfte auch ein klärendes Licht fallen auf die philosophischen Bemühungen jenes in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an unserer Akademie wirkenden Denkers, der mit seltener Energie sich für die Erneuerung der Naturphilosophie im Geiste Platons und deren Befruchtung durch die tiefsten Denkmotive des deutschen Idealismus einsetzte. Wir meinen Friedrich Michelis. In seiner „Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit“*) versucht Michelis die philosophiegeschichtlichen Höhepunkte als immer höher gestaffelte Selbstüberschreitungspunkte des dialektischen Urmotivs bei Platon zu ergründen. „Platon“, schreibt er, „hat mit Bewußtsein das Denken über den Gegensatz des Einen und Vielen zu dem des Seins und der Bewegung hinausführend und das Absolute als das diese Gegensätze Überwindende bestimmend, den Begriff des voraussetzungslosen Wissens gewonnen, d. h. des Wissens, welches nicht zwar als individuelle Denktätigkeit empirisch ohne Voraussetzung wäre, sondern welches in dem jeden endlichen Gegensatz überwindenden und ihm vorausliegenden Sein das Prinzip der Wahrheit erfaßt (Gott ist das Maß aller Dinge, wie Platon im Gegensatze zu dem sensualistischen Satze des Protagoras, daß der Mensch das Maß der Dinge sei, erklärt). Darin ist als formales Erkenntnisprinzip das Gesetz der Umkehr des Gedankens, d. h. das Bewußtsein, daß das endliche Denken, um das absolute Sein zu gewinnen, von der in seiner Endlichkeit (Gegensätzlichkeit) bedingten Form seiner Tätigkeit abstrahieren und sich darin rektifizieren muß, begründet. Aristoteles hat, diese höchste Forderung des Denkens in ihrem wahren Umfange und in ihrer ganzen Tiefe zwar nicht erkennend, aber doch die Früchte derselben verarbeitend, die Wege der echten empirischen Wissenschaft gebahnt, so daß jetzt ein neuer Gegensatz, der des idealen und empirischen Erkennens, als zu lösende Aufgabe in die Philosophie eintritt.“ Im Thomismus ist nach Michelis diese Lösung nur im Ansatz vorhanden. Thomas weist darauf hin, daß Platon, der behauptete, alles Bewegende werde bewegt, den Begriff der Bewegung weiter nimmt als Aristoteles. Aristoteles nämlich nimmt den Begriff der Bewegung eigentlich als Übergang des Potentiellen zum Aktuellen und entlehnt ihn zunächst dem sinnfällig veränderlichen Körperlichen. „Nach Platon aber ist das Sichselbstbewegende nicht körperlich. Er nahm nämlich Bewegung für Tätigkeit im allgemeinen, so daß Erkennen und Wirken in gewissem Sinne Bewegungen sind, welchen Sinn auch Aristoteles im dritten Buche von der Seele berührt. Diesem

*) Braunsberg 1865.

gemäß nun sagte Platon, daß das erste Bewegende sich selbst bewege, weil es sich erkennt, sich will und liebt, was in gewisser Beziehung dem Beweise des Aristoteles nicht widerstreitet“ (Sum. cat. Gent. I p. 20 d Namurer Ausg. 1865). So ist Thomas an den Angelpunkt alles Denkens, an den platonischen Begriff der Bewegung zwar herangetreten. Er hat auch die Umkehr des Denkens aus der empirischen Form seiner Gegensätzlichkeit zu seinem über jeden endlichen Gegensatz erhabenen Grunde in Gott berührt. Denn nach Thomas' ausdrücklicher Lehre darf wegen der Vielheit der Dinge nicht auch eine Vielheit der Ideen in Gott angenommen werden. Die Ideen als Gedachtes bezeichnen vielmehr die rein ideal, nur im Denken gesetzten Weisen der Nachahmbarkeit des göttlichen Wesens, das wir, weil die Ideen auf diese Weise in ihm wurzeln, als die Idee der Ideen bezeichnen dürfen. Die Weiterführung der Philosophie von dem höchsten in der Scholastik erreichten Punkte aus nahm Nikolaus von Cues auf. „In dem Grundgedanken des großartig angelegten und durchgeführten cusanischen Systems, welches den dreieinigen Gott, als das ewig in sich Reale, welcher alles, was er sein kann, wirklich und absolut in sich vollendet ist, der dreigliedrigen Kreatur, Geist, Mensch, Natur, als dem in sich nur Möglichen, aber durch Gott schaffend Verwirklichten, gegenüberstellt und dann im Gottmenschen und seiner Kirche den Abschluß der schöpferischen Bewegung erkennt, traten die Grundzüge der christlichen Spekulation klarer heraus, als es irgend in der Scholastik erreicht worden war. Zugleich wird durch das Gesetz der Aufhebung der endlichen Gegensätze in Gott, welches auf der faktisch angewandten formalen Bedeutung der Negation beruht, zum ersten Male in der christlichen Philosophie die universale Bedeutung des Gesetzes der Umkehr der Erkenntnis nahegelegt.“

Eine weitere Selbstüberschreitung des platonischen Urmotivs hätte nur von der Höhe des christlichen Trinitätsgedankens aus erfolgen können. An den Anfängen der neueren Philosophie aber stehen Cartesius und Spinoza: Cartesius, bei dem das sich isolierende subjektive Denken, ängstlich bekümmert um die Sicherheit seiner Existenz, sich nur noch notdürftig an den Gedanken des Daseins Gottes hält, Spinoza, bei dem die absolut gefaßte Form des subjektiven Denkens, welche in dem Verhältnis des Prädikats zum Subjekte ausgedrückt ist, mit dem abstrakten Monotheismus des jüdischen Glaubens zusammenschlug. Weder der cartesianische Rationalismus, noch der starre, der arabisch-jüdischen Philosophie entstammende Monotheismus konnten dem Denken ein neues, wahrhaft schöpferisches Prinzip einpflanzen. Am wenigsten dem germanischen. Im Gegenteil: sie mußten dessen innersten Lebenskeim treffen. „Was die

Germanen für den Okzident“, sagt Michelis, „das sind die Araber für den Orient geworden, aber genau mit dem Unterschiede, der im germanischen und im semitischen Stamme grundgelegt ist. Die Semiten tragen in sich kein politisch entwickelndes, kein menschlich fortschreitendes Element; ihre Familie erstarrt im Stamme und entwickelt sich nicht zur freien Gemeinde; in ihnen liegt kein wahres Moment der Bewegung. So war die weltgeschichtliche Bedeutung, wozu Mohammed die Araber erhob, nur dadurch möglich, daß er gegenüber dem rohen Polytheismus, worin sie versunken waren, durch den Monotheismus, den er ihnen brachte, eine wie immer sittlich-religiöse Begeisterung in ihnen weckte. An sich ist der starre Monotheismus ein im Christentum weltgeschichtlich überwundener religiöser Standpunkt, und wäre es als möglich zu denken gewesen, daß der christliche Glaube sofort siegreich und überwindend in der Menschheit dagestanden hätte, so wäre eine Weckung der in Arabien schlummernden Kräfte, in dem Sinne, wie es im Islam geschehen, unmöglich gewesen. Die geistige Bewegung der griechischen Kirche war selbst in ihrer orthodoxen Form erstarrt im Neuplatonismus, dessen Wesen eben die Bindung der vom echten Platon ausgehenden Bewegung im Denken ist; der allein weltüberwindende christliche Trinitätsstandpunkt ist hier faktisch in den Standpunkt des einseitigen jüdischen Monotheismus zurückgesunken; dieser selbst hat sich seinerseits auch nach dem Untergange der jüdischen Nation im Rabbinat als eine selbständige geistige Macht in der Welt erhalten.“

Michelis ist nun aber auch der Ansicht, daß der Thomismus die einseitige aristotelische Konsequenz der arabischen Philosophie bis zum averroistischen Irrtum nicht von Grund aus überwunden und seine eigenste platonische Intention nicht voll zum Durchbruch gebracht habe, weil er einseitig in der „aristotelischen Form“ befangen war. Dieser Anschauung lagen trotz einiger berechtigter Momente so tiefe Mißverständnisse zugrunde, daß Michelis durch sie vom Wurzelstamme des realistischen Totalitätsdenkens sich löste und auch seinen eigenen großangelegten Versuch einer denkerischen Erfassung des Gesamtergebnisses der damaligen Naturforschung zum Scheitern bringen mußte. Schon die Lehre des hl. Thomas von den transitorischen Formen bei der menschlichen Entwicklung, wo jedes Formprinzip den gestaltungsbedürftigen Untergrund für das nächst höhere Formprinzip werkzeuglich in die Wege leitet, sowie die andere Grundauffassung des hl. Thomas, wonach die geschaffene Kreatur als Werkzeug Gottes zur Setzung einer ihr Tätigkeitsvermögen überschreitenden Tätigkeit befähigt ist, hätte Michelis darauf hinführen können, daß die in die Natur gelegten Form-

prinzipien die Annahme einer von bestimmten Werdeplänen geleiteten Entwicklung nicht auszuschließen brauchen. Die Gefahr, von den aristotelischen Formprinzipien aus die Natur als ein bloßes „Museum“ betrachten zu müssen, sie nicht in Verbindung mit ihrer urbildlichen Ursache in Gott auch als schöpferische Natur verstehen zu können, war also von Grund aus auch hier überwindbar. Von dieser realen Überwindung einer toten Naturanschauung aber sieht Michelis gerade ab, und er versucht deshalb den dialektischen Prozeß rein ideal durchzuführen, am großartigsten in seinem Buche: „Das Formentwicklungsgesetz im Pflanzenreiche“*). Was er unter idealer Auffassung der Natur, speziell der Pflanze, versteht, verdeutlicht er am besten mit den Worten Cramers, der die Mißbildungen im Pflanzenreich „als resultierende Wirkungen ideal sukzessiver Kombinationen der sich gegenseitig bekämpfenden Bildungskräfte, nicht aber als zeitlich aufeinander gefolgte Entwicklungsstadien“ bezeichnet. Ähnlich sucht nun auch Michelis die ganze Formentwicklung im Pflanzenreiche als die Resultierende miteinander kämpfender Bildungsrichtungen aufzuweisen, denen dabei eine einzige leitende Idee, ein Gedanke untersteht, wie nach Cramers weiterer richtiger Bemerkung auch die Bildungsabweichungen nicht etwas schlechthin Willkürliches sind, sondern innerhalb gewisser Grenzen liegen, die durch den jedesmaligen allgemeinsten Begriff des betreffenden Organs bestimmt werden. Heute weiß jeder, daß solche ideale Betrachtungsweise in der Ergründung der Werdepläne des Naturganzen sehr wertvoll sein kann, daß sie aber von den realen Deszendenzfragen, mit denen sich die Paläontologie beschäftigt, sehr scharf zu unterscheiden ist und nur insoweit wirklich erfahrungswissenschaftlichen Wert hat, als sie immer wieder ihre Werdepläne an dieser geschichtlichen Erforschung der Formenfolge kontrolliert. Sonst verliert sie sich völlig in ein begriffsdialektisches Spiel, eine Gefahr, der Michelis öfters gerade deswegen unterlegen ist, weil er mit dem Bemühen, Platon ideendialektisch weiterzuführen, nicht auch das Bestreben verband, Aristoteles realdialektisch (im Sinne der realen Polartitätslehre) zur Selbstüberschreitung zu bringen. Erst in der Verbindung und Überhöhung beider Gesichtspunkte hätte er auch den Thomismus, dieses für alle Totalitätsfragen offenste System in der ganzen Philosophiegeschichte, über sich selbst hinausführen und den deutschen Lebensgeist der dreieinigen Selbstüberschreitung ihm einhauchen können. Ergreifend ist, wie er aus Dante diesen Selbstüberschreitungspunkt zwar andeutet, ohne ihn aber selbst fruchtbar erschließen zu können:

*) Bonn 1869.

„Nicht um vermehrtes Gut davonzutragen,
 Das wär unmöglich; sondern daß ihr Leuchten,
 Zurückgestrahlt, „Ich bin“ vermag zu sagen,
 Erschloß in ihrer Ewigkeit, im Triebe
 Eignen Gefallens, noch vor Zeit und Raume,
 In neuer Liebe sich die Ewige Liebe.
 Nicht daß sie erst untätig dagelegen;
 Denn kein Vorher noch Nachher war vorhanden,
 Eh Gott sich wollt auf diesen Wassern regen.
 Hervor ging Form und Stoff rein und vereinet
 Durch einen Akt, der sonder Fehl, wie einem
 Dreistängigen Bogen drei Geschoss' entfliegen.
 Und ob in Bernstein, Glas, Kristall sich gösse
 Ein Lichtstrahl so, als schien's, daß vom Einfallen
 Bis zum Durchflammtsein keine Zeit verflösse:
 So ließ dreiförmiger Wirkung Strahl ergehen
 Der Herr aus sich zugleich in aller Ganzheit,
 Ganz ohne Unterscheidung im Entstehen.“

Das Paradies 29, 16—28.

Wir hoffen, daß diese Abhandlung ein kleiner Beitrag dazu ist, das Michelis'sche Grundproblem, gereinigt von seinem Mißverständnis dem Thomismus gegenüber, fruchtbar zu erneuern, seinen Anschluß an die erfahrungswissenschaftlichen Probleme zu ermöglichen und zur Sichtung des dauernd Wertvollen in seiner Naturphilosophie anzuregen.

Rein philosophisch gesehen, ist Friedrich Michelis wohl nicht von der Grundintention eines christlichen trinitarisch befruchteten Platonismus abgewichen. Die Frage, wie Geist und Stoff äußerste Gegensätze sein können und doch im Menschen sich gegenseitig bedingen, erscheint ihm durch die Lehre von Stoff und subsistierender Wesensform keineswegs gelöst. Er sucht diesen Zusammenhang nicht realontologisch, sondern sinn-gesetzlich zu verstehen, und in Anknüpfung an die trinitarische Bestimmung der Idee als „Wort“, als „verbum“, wird er auf einen innerlichen Zusammenhang der Ideenlehre und Erkenntnistheorie mit der Sprache hingeführt, die ihn — ganz im Sinne seines Grundprinzips der Rektifikation und Umkehr des Denkens — vor den Grenzüberschreitungen der absoluten Philosophie bewahrt. „Entwicklung und Schöpfung“, sagt er, „sind keine sich ausschließenden Begriffe, sobald man nach dem wirklichen Stande des menschlichen Bewußtseins den in der Sprache gegebenen Begriff und nicht das physische Individuum als die Grundlage der Denkooperation, d. i. das

Denken als die Tätigkeit der geistigen Substanz und nicht als eine Atomenverbindung erkannt hat, welche ja selbst erst durch die Zelle zur Einheit einer höheren die ganze Stofferscheinung überbietenden Organisation erhoben werden mußte, um im Menschen als der Vollendung der Schöpfung die reale Verbindung des Geistes mit dem Stoffe zu ermöglichen. Der Begriff setzt die Vorstellung voraus, wie die Schöpfung des Menschen die Ausgestaltung und Organisation des organischen Stoffes. Denkend im Begriff befinden wir uns nicht innerhalb des Stoffes und seiner Individualisationen, sondern innerhalb des Gegensatzes von Geist und Stoff als des Urgegensatzes und der Realität der Schöpfung, sowie wir den Begriff, obgleich er selbst in der Vorstellung bleibt, doch nur haben können durch Abstraktion von der Vorstellung, insoweit diese mit der Wahrnehmung zusammenfällt und andererseits Begriffe nur wirklich sind in der Sprache, die ihrem Wesen nach Verbindung von Begriffen (resp. Vorstellungen) ist, wobei ich der herrschenden Unkritik wegen unablässig wiederhole, daß der in der Sprache gegebene Standpunkt des in der menschlichen Gemeinschaft denkenden und zum Denken gelangenden Individuums die Wirklichkeit ist, das menschliche Individuum als bloßer Naturorganismus aber eine Fiktion — gerade so wie das Atom, wenn man es absolut denkt.“ Trotz der Schiefheit der Darstellung, in der hier ein einseitig platonischer Polspezialist zu uns spricht, wird man die Fruchtbarkeit des trinitarischen Standpunktes für die tiefsten Probleme der Metaphysik der Gemeinschaft und der Persönlichkeit darin spüren.

Gerade vom Trinitätsstandpunkt aus gewinnt Michelis auch die stärkste Einfühlungskraft in die Problematik deutschen Denkens. Am deutlichsten tritt das in seiner Würdigung Jakob Böhm's und Hegel's hervor. Ersterem will er schon deshalb eine wirklich bedeutende Stelle in der Geschichte der Philosophie nicht absprechen, „weil in ihm das tiefste philosophische Streben in den Stand, die Anschauungsweise und die Sprache des wissenschaftlich ungebildeten Handwerksmannes sich zurückgezogen hat. So unklar auch die Elemente bei ihm durcheinanderliegen und so wenig es möglich ist, das ihm durchaus Fehlende einer dialektischen und wissenschaftlichen Entwicklung des Denkens aus ihm selbst zu ersetzen, so ist doch nicht zu leugnen, daß in seinem Bestreben, die Welt aus dem inneren Leben des dreieinigen Gottes zu verstehen, der innerste und wahre Herzpunkt der christlichen und aller Philosophie überhaupt getroffen ist.“ In Hegel aber erblickt Michelis den eigentlichen Kontrapunkt zu Spinoza und sieht seine tiefste Tragik darin, daß er den wahren Selbstüberschreitungspunkt, der nur im platonisch-christlichen Grundprinzip

der Rektifikation und Umkehr des Denkens gefunden werden kann, verloren hat. „In demselben Momente, wo das endliche Denken, um sich selbst zu bewahren, das persönliche Absolute setzt, muß es erkennen, daß es diesen Denkakt umkehren muß, daß es in Wahrheit nicht das absolut Persönliche als seine Setzung, sondern umgekehrt, sich nur als Setzung des absolut Persönlichen begreifen kann. Durch diese Umkehr ist dann die Möglichkeit, die Wahrheit des Denkens durchzuführen, gegeben, in dem alles, was im endlichen Gegensatze des Geschaffenen als solches als ein relatives ist, in Gott nicht als solches, sondern absolut ist. Die Hemmung, welche das empirische Denken in dem diesseitigen Zustande in dieser an sich möglich erkannten Durchführung erfährt, erkennt das christliche Bewußtsein als Störung, die in das Verhältnis des Geschaffenen zu Gott durch die Kreatur eingetreten ist, eine Störung, die in Christo, dem Menschgewordenen, und seinem Werke objektiv wieder aufgehoben und überwunden ist und durch das Denken und die Philosophie subjektiv mehr und mehr wieder aufgehoben werden soll. Von diesem wahren dialektischen Prozesse weicht nun Hegel in der Weise ab, daß er das Nicht als ein rein formales Moment nicht erkennend, vielmehr das substanziierte Nicht gleich dem Sein setzt und so statt ein reales Absolute zu gewinnen, welches als Seiendes das Prinzip der Bewegung in sich hat, zu einem absoluten Prozeß des Werdens kommt, wo die Momente des absoluten Prozesses in Gott (Vater, Sohn, Geist) als Thesis, Antithesis und Identität oder als Sein, Anderssein und An-sich-sein in den absoluten Fluß aufgelöst werden. Indem so Trinität und Schöpfung vollständig miteinander konfundiert, ebenso Schöpfung mit dem Sündenfalle (Abfall der Idee von sich im Anderssein) und die Erlösung (Menschwerdung), als Rückkehr der Idee zu sich selbst, mit dem philosophischen Prozesse identifiziert wird, so fällt für Hegel das Empirische und die Idee schlechtweg zusammen; die Wirklichkeit ist schlechthin die Idee oder die Vernunft, und anders ist in der Tat kein Unterschied zwischen dem Hegelianismus und dem Christentum, als daß dieses unterscheidet zwischen der Wirklichkeit, die jetzt ist, und der Idee, die im übernatürlichen Zustande verwirklicht werden soll, jener aber das, was ist, als die verwirklichte Idee setzt, deren sich der einzelne nur bewußt zu werden hat.“ Michelis hätte im Anschluß an den hl. Thomas die Idee, die im übernatürlichen Zustand verwirklicht werden soll, nämlich das ewige Leben als Erkenntnis Gottes, noch viel wurzelhafter der Idee Hegels gegenüberstellen können. Das lumen gloriae ist nicht ein Licht, durch das wir Gott mittelbar — durch ein ihn spiegelndes Erkenntnisbild —, sondern unverhüllt und bildlos schauen: das in seiner Einfachheit unendliche und seiner Unendlichkeit einfache, weil konzentrierteste göttliche Sein. So enthält die visio beatifica, nicht aber

Hegels Rückkehr der Idee zu sich selber, die höchste Selbstüberschreitung und damit Selbstaufhebung alles Intellektualismus, der bei Spinoza so wenig wie bei Hegel über die Dünneheit und Dürftigkeit menschlicher Abstraktionen hinauszugehen und darum auch nicht zu begreifen vermag, daß der eigentliche Gegenstand des Erkennens das Seiende ist.

Dem christlichen Begriff der „visio beatifica“ im Jenseitigen entspricht der Begriff der die Gegensätze umspannenden „visio mundi“, der „Welt-Anschauung“ im Diesseitigen. Der Umkehr des Denkens aus der empirischen Form seiner Gegensätzlichkeit zu seinem über jedem endlichen Gegensätze erhabenen Grunde in Gott (deutsche Gottschau), wie der Mystiker sie betätigt, muß daher in gleichem Maße die Rektifikation zur Seite stehen, welche die den Gegensatz einigende Selbstüberschreitung im natürlichen Denken vollzieht. Nur wenn der endliche Gegensatz so weit als möglich umspannt ist, sagt Michelis, kann das Denken ohne Gefahr einer Verwirrung seiner Grenzen sich in das überwesentliche Sein Gottes versenken. Die echte Methode der Erschließung und Umspannung der Gegensätze aber liegt in dem anschaulichen Korrespondenzverfahren Hennings, auf dem das Umspannungsverfahren Kleins aufbaut. Unsere Schneebeerenversuche liegen durchaus auf der Stufe dieser neuen Integrationsmöglichkeit. Ganz im Gegensatz zu der Begriffsdialektik Hegels geht Henning auf die Realdialektik als Lehre von den polaren Erscheinungsformen in der Wirklichkeit zurück. Über Radius * und Peripherie ○ werden die letzten Gegensatzglieder der schöpferischen Selbstüberschreitung (in der Überhöhung und Umspannung des Gegensatzes) erreicht. Zugleich werden alle morphologischen Ansätze an diese Grundtypen verankert und auf sie einheitlich bezogen. Ob die den einzelnen Disziplinen zugehörigen Termini dann



asthenisch
skeletthaft
schizothym
getrieben
radial
strahlend
kinetische Energie
Leistungstyp
logisch
diskursiv
Kampf ums Dasein
wissend
gesetzlich



pyknisch
muskulös
cykothym
umlaubt
peripher
schwingend
potentielle Energie
Verharrungstyp
analogisch
intuitiv
Opfer (Hilfe) ums Dasein
glaubend
instanzlich

usw.

Psychologie
anatomisch
psychiatrisch
gärtnerisch
geometrisch
technisch
physikalisch
rassekundlich
philosophisch
"ethisch
theologisch
juristisch

bezeichnet werden, berührt die zentrale Morphologie, die bildbedingte Gegensatzlehre, nicht. Sie leistet vielmehr diese Übergänge, welche deskriptiv dargelegt werden können, und sucht die überhöhende Umspannung in dem ganzheitlichen, polarisch schwingenden Lebenskreis. In ihm setzt die Ektropie des Lebendigen der Entropie (dem Todesprinzip) sich entgegen.

Weltanschauung in diesem Sinne führt uns wieder zurück zu den Wurzelanschauungen über die Dinge, wie sie in den Weistümern aller Völker enthalten sind und durch alle Exzessivbildungen intellektualistischer Philosopheme und wissenschaftlicher Theorienbildungen hindurch im *sensus communis*, im originalen Wahrheitsgefühl der Völker, sich erhalten. Der Kampf, der zwischen Christentum und Neuheidentum heute entbrannt ist, wird, wenn er mit voller Ehrlichkeit durchgekämpft wird, in diesem Punkte zur einigenden Selbstüberschreitung führen, das Christentum noch einmal neue Wurzeln schlagen lassen in den Tiefen germanischen Seelentums und germanisches Seelentum noch einmal neu mit der Wipfelhöhe des Geistes verbinden, der von der Sonne des Heils: Jesus Christus, bestrahlt wird. Diese Verbindung ist nicht die Verbindung eines Konkreten mit einem abstrakt-Universalen, sondern gerade umgekehrt wird durch sie das noch abstrakt-Universale in aller natürlich-menschlichen Erkenntnis über sich selbst hinausgewiesen. Aus dem aus der sinnlichen Anschauung abstrahierten Typus oder idealen Werdeplan kann der Grund, warum etwas faktisch jetzt hier so ist und warum es faktisch jetzt hier so diese ganz konkrete Bestimmung erfüllt, in keiner Weise ausfindig gemacht werden. Die ideale Geltungsmacht des Werdeplanes ist demgegenüber völlig begründungsunfähig. Der Realgrund dafür könnte nur in jenem ersten reinsten Wirklichen geschaut werden, das seinem Wesen nach Wirklichkeit ist und demgemäß den Grund in sich für seine Wirklichkeit sowie für die konkrete Wirklichkeit und Bestimmung von Allem, was existiert, in sich enthält. Und auch die durch den Gegensatz gegebene ganz konkrete Bewährungssituation, in welche eine Individualität bzw. eine persönliche Individualität oder ein Volk gestellt ist, ist für die Typenschau der Begründung nach undurchdringlich. Nur die ganz große dramatische und noch substantiell christliche Kunst führt uns an das Grenzerlebnis der individuellen konkreten Bestimmung heran. Sie läßt uns die konkrete Bedürftigkeit nachfühlen, warum eine Person zur schöpferischen oder tragischen Auseinandersetzung gerade in diese konkrete Situation oder in dieses Leid hineinversetzt ist. Goethes „Faust“, sagte mir einmal Konrad Weiß, ist „Typus“, Shakespeares „König Lear“ ist nicht „Typus“, sondern „Bestim-

mung". Goethe motiviert noch — ganz seiner Naturphilosophie entsprechend — aus dem urbildlichen Werbeplan, bei Shakespeare tritt die konkrete im Leiden sich vollziehende Inkarnation des Logos selber auf den Plan. Die Polarität zwischen „Idealismus“ und „Realismus“, zwischen „Idee“ und „Existenz“, die natur- und weltanschaulich nur bis zu einem gewissen Grade überschreitbar ist, ist bei ihm zur höchsten künstlerischen Selbstüberschreitung gelangt, zur visio mundi des nordischen Dramatikers, wie sie bisher von keinem Dichter überboten worden ist.

Schriftumsnachweis.

1. André, H., Über den Vitalismus und Mechanismus als methodische Prinzipien. Monatshefte für den naturwissenschaftlichen Unterricht, X, Band, Heft 9 und 10/11.
2. Ders., Über die Ursachen des periodischen Dickenwachstums des Stammes. Zeitschrift für Botanik, 12. Jahrgang, 1920, Heft 4.
3. Ders., Über die teleologische und kausale Deutung der Jahresringbildung des Stammes. Die Naturwissenschaften, 8. Jahrgang, 1920, Heft 51/52.
4. Ders., Über künstliche Blatt- und Blütenmetamorphosen bei der Schneebeere. Abhandlungen zur theoretischen Biologie, Heft 25, Berlin, 1927.
5. Ders., Synthetische Betrachtungen zum rhythmischen Wachstum und zu den Reizbewegungen der Pflanze. Biologisches Zentralblatt, 1926, Heft 2.
6. Ders., Über künstliche Entwicklungs- und tropistische Verhaltensänderungen bei Mimulus Tilingii. Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft, 1927, Heft 8.
7. Ders., Urbild und Ursache in der Biologie, Verlag v. R. Oldenbourg, München, 1931 (360 Seiten mit 127 Abb. und drei Tafeln).
8. Ders., Der pflanzliche Formwechsel und speziell die Baumgestaltung im Lichte der biologischen Feldtheorie. Nebst Beschreibung einer Totalreparation bei der Roßkastanie. Programmarbeit der Staatlichen Akademie in Braunsberg, 1932.
9. Ders., Das Problem des Todes im Lichte der Ganzheitsauffassung des Lebens. Rektoratsrede (Ständisches Leben, 1932, 11. Heft).
10. André, Daqué, Müller, Deutsche Naturanschauung als Deutung des Lebendigen. Verl. R. Oldenbourg, München, 1935 (Notwendige Ergänzung für das Studium der vorliegenden Arbeit).
11. Freppert, P., Bauertum und Weltwirtschaft (noch im Manuskript). Daraus der Hinweis über die Folgen der Kollektivierung der russischen Bauern.
12. Gredt, J., Die aristotelisch-thomistische Philosophie, Band I und II, Herder, Freiburg, 1935.
13. Klein, Fritz, Logos und Bios. Westdeutscher Lutherverlag in Witten, 1929.
14. Mennicken, P., Nikolaus von Knes. Leipzig, 1932.
15. Schneider, C. M., Die Natur und die Gnade oder die heilige Kirche Gottes. Supplementarische Abhandlung zum dritten Teile der theologischen Summa des hl. Thomas. G. J. Manz, Regensburg, 1890. Die tiefste Abhandlung über das Wesen der Kirche, die ich kenne. Vgl. bes. S. 813, Nr. 142.

